



Der Friesenpastor.

Kriminalroman

von

Dietrich Eheden.

1

Erstes Kapitel.

Dierk Stagen war den Deich hinaufgestiegen und hielt forschend Umschau. Von der Nordsee her drang ein hohles Brausen, die See ging hoch, und die schaumgekrönten Wellen schlugen bis dicht ans Vorland. Ein starker Westwind drohte die eben erst eingetretene Flut kräftig zu stützen und das Vorland noch vor Einbruch des Abends zu überschwemmen. Im Südosten nach Föhr zu zeigte sich am Horizont ein heller Streifen, der sich unheilverkündend von dem schwarz-grauen Wolkenhimmel abhob.

Stagen sah nach der Uhr. Sie zeigte die vierte Nachmittagsstunde. Die Flut würde ihren Höhepunkt erst gegen neun Uhr abends erreichen — ein Glück, daß die erste Heuernte geborgen war, die Nordsee-Nordsee würde sie sonst mit gierigen Armen spurlos fortreißen.

Der junge Bauer schritt auf dem Deiche langsam nach Holby zu. Die Kirche des kleinen Ortes erhob sich unmittelbar neben dem Deiche; die Spitze des niedrigen Turmes ragte über den Deich nur wenig empor. Ein kleiner Kranz von Wohnstätten umgab das Gotteshaus, unter ihnen das Pfarrhaus das stattlichste und schon von weitem erkennbar. Auf ihm ruhte der Blick Dierk Stagens, und dem Pastor Niels Johannsen und seiner Tochter Helge galt auch sein Besuch.

Wie der Himmel mit drohenden Wolken verhüllt war, so lag auf dem Gesichte des jungen Mannes ein verklärter Ausdruck des Unbehagens. Er war einer der reichsten Bauern des gesegneten Nordfrieslands und wäre von vielen gern als Freier willkommen geheißen worden; er wäre auch stolzes Hauptes vor die Auserkorene hingetreten und hätte das „Ja“



Sankt Nikolaus. Modelliert von Roman Boll.

mit lächelndem Selbstbewußtsein als etwas Selbstverständliches hingenommen; aber die stille, blauäugige Tochter des Pastors Niels Johannsen war anders als die Mädchen seiner Bekanntschaft auf den großen Marschhöfen, und in ihren ruhigen, weichen Zügen konnte plötzlich eine Energie zum Ausdruck kommen, vor der er sich fürchtete. Sie glich darin ihrem Vater, und auch die Begegnung mit diesem erfüllte den Bauern mit nicht zu wehrender Bejorgnis.

Nach halbstündiger Wanderung hatte er Holby erreicht, stieg die am Deiche abwärts führenden breiten, unregelmäßigen Steinstufen hinab und wollte eben den das Pfarrhaus umgebenden, von einer manns-hohen, grauen Lehmmauer umfriedeten Garten betreten, als Pastor Johannsen in der geöffneten Pforte erschien und den Ankömmling etwas befremdet begrüßte.

„Dierk Stagen! — Gilt der Besuch mir?“

„Wem sonst, Herr Pastor?“

„Ich dachte einen Augenblick,“ erwiderte der Geistliche mit einiger Schärfe, „der reiche Dierk hätte sich des armen Aerts erinnert, der hier in meinem Hause lebt, den gleichen Namen führt wie Sie, die gleichen Eltern hatte, also ja wohl — Ihr Bruder ist.“

Dierks Stirn verfinsterte sich.

„Herr Pastor, ich komme in einer ersten eignen Angelegenheit. Wollen Sie mir eine Unterredung gewähren?“

Der Pastor sah mit raschem Blicke auf.

„In eigner Sache, Dierk Stagen?“

„Ja.“

Johannsen horchte zerstreut in die Ferne.

„Dieser Westwind will mir nicht recht gefallen,“ sagte er ablenkend. „Als ich vor zehn Jahren den Pastor von Emmelsbüll mit Durve Ingwers traute, war's zwei Tage nach Vollmond, wie heute, und die Hochzeit wurde traurig damals. Sie wissen das noch?“

„O ja; ich erinnere mich des schreckvollen Tages noch“

wohl, als ob's erst gestern gewesen: der Deich brach bei Emmelsbüll, und der junge Pastor fand bei den Rettungsarbeiten den Tod."

"Einen heidenmütigen, glücklichen Tod, Dierk. Na, so schlimm wird's ja nicht allemal. — Ich habe selten das Vergnügen gehabt, Sie in eigener Angelegenheit bei mir zu sehen — kommen Sie, Stagen. Ich denke, Helge hat noch einen Tropfen Wein für den Sohn meines alten Freundes."

Der Pastor war eine schöne, kraftvoll männliche Erscheinung; seine straffe, selbstbewusste Haltung, die hohe, edle Stirn und das klare, offene, bis in die Tiefen forschende Auge verliehen ihm eine fast gebietende Würde. Er ließ sich in seinem Arbeitszimmer vor dem großen, mit Büchern und Papieren bedeckten Schreibtisch nieder, lud seinen Besucher ebenfalls zum Sitzen ein und fragte, flüchtig lächelnd:

"Soll ich einmal versuchen, Dierk, ein wenig in Ihrer Seele zu lesen?"

"Sie ahnen den Zweck meines Kommens?"

"Wie alt sind Sie, Dierk Stagen?"

"Siebenundzwanzig, Herr Pastor."

"Im Oktober, ja. Also ist's gerade die rechte Zeit. Und wohin sind Sie zur Brautschau gefahren, Dierk: nach Emmelsbüll, Klangbüll, Hørsby, Hoyer — oder weiter fort?"

"Ich bin in Hørsby geblieben..."

"Ja? Da bin ich doch begierig."

"Ich liebe Ihre Tochter, Herr Pastor..."

"Meine..."

Niels Johannsen hatte bis dahin mit einem an ihm ungewohnten Anflug von Humor gesprochen. Die unterhöfliche Erklärung rief plötzlich einen tiefen Ernst in seine Züge und ließ den abgerissenen Ausruf der Ueberraschung seinen Lippen entfliehen.

"Meine Tochter?" vollendete er nach einer Weile langsam und staunend. "Helge?"

Er erhob sich und wandte sich nach einer ins Nebenzimmer führenden Thür. Ehe er öffnete, blieb er stehen, fuhr sich mit der Hand über das halblange, braune, schlicht geschnittene Haar, seufzte noch einmal voll dem Gaste zu und sagte ruhig, wenn auch mit leicht vibrierender Stimme:

"Meine Tochter soll Ihnen selbst die Antwort geben. Ich rufe sie."

Dierk Stagen nickte stumm.

"Helge!"

Das junge Mädchen war ein echtes Friesenkind, schlank und dabei voll, blühend, gesund und doch mit dem eigenartig zarten Teint der blonden Nordländer, die blauen Augen groß und strahlend, in jeder Bewegung des jugendlichen Körpers eine Leben gewordene Anmut.

Sie hatte mit einer Handarbeit am Fenster gesessen und folgte dem Rufe ohne Zögern.

Sie grüßte den jungen Bauern mit einem freundlichen Reigen des von dicken blonden Flechten umrahmten Kopfes.

"Du befehlst?" fragte sie ihren Vater.

"Mein Kind," entgegnete der Pastor mit ernster Betonung, "Herr Dierk Stagen erweist dir und mir die Ehre, um deine Hand zu bitten. Dein Wort soll mein Wort sein. Wenn in deinem Herzen sich eine Stimme erhebt, die bräutlich jubelnd zustimmt, dann sage 'Ja'; wenn aber das Bild des Mannes, der dich zu eigen begehrt fürs ganze, lange Leben, noch nicht in deinem Herzen gewohnt oder gar — ein andres darin seinen Platz eingenommen hat, dann, mein Kind, antworte mit einem schlichten, klaren 'Nein'."

Helge Johannsen senkte das blonde Haupt. Sie war sehr blaß geworden.

"Ich kann nicht, Vater," kam es stöhnend über ihre Lippen. "Ich — liebe ihn nicht."

Der Pastor schloß sie in die Arme und küßte ihr bewegt die reine weiße Stirn.

"Geh!" Er drängte sie fort und ließ die Thür hinter ihr zusallen. Sein Blick ruhte mit einigem Mitleid auf dem jungen Gaste.

"Ich habe diese Entscheidung meiner Tochter erwartet, Dierk. Wollte Gott, sie hätte anders ausfallen können! Dein Vater war mein Freund, und wärest du sein Ebenbild, Dierk..." Er nahm unwillkürlich das alte 'du' auf.

Der junge Bauer lachte heißer. Ein Haß brannte in ihm auf.

"Wozu die Bemäntelung, Herr Pastor? Ich erhielt einen Korb, glatt und deutlich..."

Die Augen in dem harten, bartlosen Gesicht begannen zu funkeln.

"Sie sind mir nicht gewogen, Herr Pastor, und ich konnte von Ihnen nicht erwarten, daß Sie mit einem Worte der Fürsprache für mich eintreten würden. Sie haben das Gegenteil für gut befunden, und ich war ein Thor, daß ich das nicht voraussah."

Er wollte sich erheben.

"Bleiben Sie!" entgegnete Johannsen herrisch. "Ihre Ausfälle sind ungerecht; aber sie zeigen mir, wie wenig in Ihrem Herzen die Ehrfurcht Platz hat."

die Sie mir als dem Freunde ihres toten Vaters, die Sie dem Geistlichen in mir und dem Vater des Mädchens schulden, das zu lieben Sie vorgeben. Es wäre Ihrer und meines Kindes würdig gewesen, wenn Sie in Ergebung getragen hätten, was zu ändern sich meiner und Ihrer Macht entzieht. Die Brüstierung gestattet Ihnen weder mein Amt noch meine Manneswürde..."

"Der Geistliche hat mit meiner Werbung nichts zu thun."

"Wohl recht, Dierk Stagen; aber der Mann! Und der Mannestroph der Friesen liegt auch mir im Blute..."

"Das weiß ich..."

"Das ist Ihr Glück, und dann vermeiden Sie es, mich zu reizen."

"Das Recht gestehe ich Ihnen allein zu, Herr Pastor."

"Stagen!"

Der Pastor stieß den Namen kurz und schneidend hervor, als einen Warnruf, der den heißblütigen Beleidiger zur Besinnung bringen und seiner Zunge steuern sollte. Aber die Erregung des jungen Bauern ließ sich nicht mehr eindämmen.

"Sie haben mich abgewiesen wie einen Bettler," fuhr er herausfordernd fort. "Steht in Ihrem Weisheitsschatz nicht auch das alte Wahrspruch: 'Hochmut kommt vor dem Fall'?"

Niels Johannsen kämpfte den jäh emporlobernden Zorn mühsam nieder.

"Und wenn du ein Bettler wärst," sagte er mit starker Betonung, "und nur ein gerader, rechtschaffener Mann — meine Tochter wäre mir nicht zu gut, sie deiner ehrlichen Liebe und deinem hütenden Schutze anzuvertrauen. Aber für deinen Reichtum ist mir mein Kind nicht feil, für den elenden Rammon, der dein Herz verdorrt hat von deiner Kindheit auf. Der Kummer deiner Eltern bist du gewesen, und du würdest dein Weib mit tausendfachem Leide knechten und fetten, solange du nicht in dich gegangen und mit der Bitte vor deinen Gott getreten bist, die Saat des Bösen aus deinem Herzen zu reizen, die darin wuchert und alles ersticht, was an Gutem zum Leben aufkeimen möchte. Du hast der Strenge deines Vaters, den Bitten und Thränen deiner Mutter widerstanden; du hast beide hinabsinken gesehen in die dunkle Gruft, ohne daß dein Auge sich feuchte; du hast den Bruder verjagt, den armen, elenden, kranken, daß er bei mir ein Obdach suchen mußte — du hast dein Herz den Menschen entfremdet und es gläubig an dem Sündenaltar des Goldes beten lassen; so bleibe auch jetzt allein mit deinem verstockten Sinne und deinem goldenen Gotte und suche nicht ein Weib, das anders ist als du und deine Art, an dich und dein freudloses Sein zu fesseln. Bei Gott, ich habe, als du zu mir kamst, einen Augenblick vergessen können, was vergangene Tage in dein Schuldbuch geschrieben haben — ich habe einen kurzen Moment lang hoffen können, dich durch die Liebe an einem Wendepunkt angelangt zu sehen, der auch in dein Inneres die Läuterung tragen, der dich erneuern, befähigen würde, ein dir vertrauenswürdiges Wesen an deiner Seite glücklich zu machen — ich war im Wahn! Gott geleite dich, Dierk Stagen, und gebe dir ein reiches Maß seiner Gnade. Bist du mit ihm einig und anders, besseren Sinnes geworden, so kehre zu mir zurück, und du wirst mein Haus als das deine betrachten dürfen, — bis dahin aber: meine Schwelle ist für deinen Fuß zu hoch! Nun sind wir wohl fertig miteinander..."

"Nicht ganz, Herr Pastor Johannsen. Ich will mich nicht mit Ihnen vergleichen — man rühmt Ihnen ja nach, daß Sie über die Gemeinde hinaus das Beste zu erreichen bestrebt und auch mit offener Hand zu geben bereit sind, wo es not thut. Aber Sie könnten es dieses Ruhmes genug sein lassen und brauchten nicht selbst hervorzuhoben, wie Sie im einzelnen und, um ein Beispiel zu nennen, an meinem Bruder zu wirken ließen. Mein Bruder ist verkommen und verlumpt, und ihn aus meinem Hause zu treiben, wenn er mir anstößig war, war mein Recht. Sie haben nicht die Pflicht, jeden verlorenen Sohn an Ihren Tisch zu laden, und, wenn Sie es thun, nicht die Berechtigung, daraus einen Vorwurf gegen andre herzuleiten, die nicht handeln wie Sie, aber auch nicht einem armen, elenden, kranken Menschen — das waren ja wohl Ihre eignen Worte, Herr Pastor — ihre Christenliebe durch — Ohrfeigen bethätigen..."

Die beiden Männer standen sich dicht gegenüber. Das Gesicht des Pastors zeigte brennende Röte, die Augen sprühten Blitze.

"Gleichen!" entgegnete er mit metallener harter Stimme. "Ein Wort noch, und ich vergesse auch dir gegenüber die Würde, die mir verbietet, den Arm zu erheben! Als Kind habe ich dich gekannt, in Sorge habe ich dich in mein Herz geschlossen gehabt um der braven Eltern willen, und du lohnst mit Spott und Hohn! Ein Bittender kommst du in mein Haus, und ein frecher Lasterer stehst du auf, mich zu kränken in

meinem Heiligsten! Ich — ja — der — Jähzorn, das Erbe des Friesenblutes, reißt mich fort — nicht oft, indes zuweilen — das vererbe mich der Richter, der über dir und mir steht! Du aber bist dazu nicht berufen! — Ich bitte!"

Er zeigte mit dem ausgestreckten Arme so befehlend nach der Thür, daß Dierk Stagen wortlos Folge leistete.

Niels Johannsen warf sich in einen Sessel und versank in Brüten. Der Vorwurf hatte ihn getroffen. Mochte auch der verkommene Mensch sich ihm widerwehren oder ihn reizen zum äußersten — die Hand war ihm zu rasch, das Blut, der Zorn zu heftig. Er mußte sich meistern, mäßigen können. Er verlangte es von dem rohen Burschen — und er zeigte es selbst nicht... Plötzlich sprang er auf und spähte ins Nebengemach. Helge mochte sich in ein entferntes Zimmer oder in die Küche begeben haben; ihr gewohnter Platz am Fenster war leer. Eine blendend weiße Näharbeit lag über die Nähmaschine gebreitet.

Der Pastor zog sich aufatmend wieder zurück. Sie mochte nichts gehört haben. Das erfüllte ihn mit höchster Befriedigung.

Er setzte sich an seinen Arbeitstisch und nahm ein Buch zur Hand, ohne zu lesen. Nach sekundenlangem Grübeln fuhr er erschreckt auf. Die Thür hatte sich geöffnet, und Helge war eingetreten. Von ihrem blaffen Gesicht ging ein Leuchten aus.

"Vater!"

Sie schmiegte ihren Blondkopf an seine Wange, und er legte den Arm um sie.

"Vater, der Sturm hat zugenommen. Ich ängstige mich um Duwe."

Er horchte nach außen. Ja, jetzt hörte auch er das Heulen und Pfeifen dort draußen, das stoßweise, wütende Drücken und Rütteln des wilden Gefellen an Thürnen und Fenstern.

"Laß mich zu Duwe gehen," bat die Tochter innig. "Es könnte ihr ein Leides begegnen, wenn sie wieder auf den Boden flüchtet wie an ihrem Hochzeitstage und Ausschau hält nach ihrem Gatten. Wenn ich bei ihr bin, ist sie ruhig, Vater."

"Ja, mein Kind, geh zu ihr. Bleib die Nacht um sie. Die Ärmste verliert ihr Glück hundertfach von neuem — und der Stagen — denk nicht mehr an ihn. Dein 'Nein' kam auch mir aus dem Herzen. Grüße Duwe, Kind."

Sie küßte ihn dankbar und eilte bald darauf durch Sturm und Wetter zu der glücklosen Freundin.

Der Pastor führte die durch den Nachtschobene Absicht, den Deich zu besteigen und nach dem Stande der Flut zu sehen, aus. Als er auf der Höhe des Deiches anlangte, mußte er sich weit nach vorn überbeugen und alle Kraft aufbieten, um dem Sturm zu trotzen. Haus hohe Wellen wälzten sich tosend über das Vorland bis an den Fuß des Deiches, und der schäumende Gischt der brechenden Wogen sprühte hoch empor. Grauweisse Wolken jagten vor dem Sturme her, und die im Fluge schaukelnden, vom Sturm gepeinigten Möwen kreischten ängstlich. Aber eine Gefahr lag trotzdem wohl fern und mochte überhaupt nicht drohen, da der Deich seit dem Durchbruch von Emmelsbüll erheblich verstärkt worden war und selbst gegen eine noch außergewöhnlichere Springflut als damals sicheren Schutz versprach.

Johannsen kehrte ins Haus zurück, trat ans Fenster und sah in den Garten. Sein Stolz in diesem, der sonst wie überall dem praktischen Zwecke des Gemüsebaues diente, war ein von den Beeten sauber abgegrenztes Rasentondell mit einem Duzend hochstämmiger Rosen. Zwischen diesen Vieblingen gewährte er Peter Stagen, den verkommenen, aus Varmherzigkeit ins Haus genommenen Bruder des Großbauern. Der Bursche fand ein kindisches Vergnügen daran, die schlanken Stämme zur Seite zu biegen und wieder hochschnellen zu lassen, und schien durch diese Probe die höhere oder geringere Elastizität der einzelnen Stämme feststellen zu wollen. Ein vollbelaubter, starker Stamm machte ihm besonderen Spaß, und er bog ihn nach wiederholtem starken Schnellen so tief zur Erde, daß er in der Mitte einbrach und seitlich lahm hängen blieb.

Mit raschen Schritten stand Johannsen neben ihm, ergriff einen gerade zur Hand befindlichen Spaten und schlug im Jähzorn mit der flachen Seite auf den Verwüster ein. Dieser bückte sich, erhielt einen Schlag gegen den Kopf und fiel heulend zu Boden.

"Was schlagen Sie mich? Sie blühen ja noch nicht einmal!" freischte er, stieß mit den plumpen Füßen nach dem Pastor und hielt sich schreiend den Kopf.

Johannsen ging ins Haus, holte grobe Leinwand sowie eine manns hohe Stange und band die mißhandelte Rose auf.

"Noch eine fasse wieder an!" sagte er drohend.

Peter Stagen blieb tückisch liegen und heulte fort. Als der Pastor außer Schreie war, tastete der Bursche über die derb getroffene Stelle seines diden Schädels und sah die Hand mit Blut besiedelt. Das entseffelte

ein neues Butzgeheul, veranlaßte ihn aber zugleich, sich zu erheben und in seine Kammer zu eilen. Mit Hilfe eines kleinen Spiegels stellte er eine unbedeutende Wunde fest, tauchte sein Taschentuch in herbeigeholtes Wasser und kühlte unter lautem Flüchen und Verwünschungen die Wunde, bis er den Schritt des Pastors auf dem Flur hörte und seine lästerlichen Reden zu einem Murren dämpfte, das allmählich, als auch die Wunde kein Blut mehr zeigte, in dumpfes, nur hin und wieder noch durch Knurren unterbrochenes Schweigen überging.

Nach Stunden hörte er seinen Namen.

"Peter!"

Der Pastor zeigte sich in der Thür.

"Komm, hol dir dein Abendbrot. Helge ist fortgegangen."

Johannsen bereute seine rasche That und teilte dem Burtschen ein reiches Mahl zu.

Mit auseinandergepreßten Zähnen kehrte Peter in seine Kammer zurück. Als die zugeschlagene Thür ihn vor den Blicken Johannsens schützte, hob er drohend die geballte Faust.

Zweites Kapitel.

Peter Stagen stand in der weißgetünchten, dürftig ausgestatteten Kammer und überlegte.

Der Pastor hatte sich um die neunte Stunde überzeugt, daß eine Gefahr, wenn eine solche überhaupt bestanden hatte, nicht mehr vorhanden war. Der Sturm tobte zwar noch, aber seine Nacht hatte merklich nachgelassen, und die Wassermassen am Deiche waren mit der eingetretenen Ebbe im Weichen. Johannsen folgte seiner Gewohnheit, früh zur Ruhe zu gehen, durchschritt noch einmal das Haus, um nach dem Rechten zu sehen, und suchte dann sein Lager auf, um bald in einen tiefen, gesunden Schlaf zu fallen.

"Helge ist fortgegangen," klang es immer wieder in Peters Ohren. Da der Pastor an ihrer Statt den sonst stets von ihr besorgten Rundgang durch das Haus unternommen hatte, war sie also auch nicht heimgekehrt, und da Niels Johannsen alle Türen, mit üblicher Ausnahme der von der Küche in den Garten führenden, abgeschlossen hatte, war ihre Heimkehr jetzt auch nicht mehr zu erwarten.

Helge Johannsen war die einzige, deren Einfluß Peter Stagen sich nicht zu entziehen vermochte. Sie schalt ihn nie, fand kaum ein tadelndes Wort für ihn; aber die Art, wie sie Peter mit ihren klaren, blauen Augen ansahen und wie sie mit einer wortlosen und doch berechneten Bewegung sich verurteilend von ihm abwenden konnte, hielt ihn halb unbewußt, halb willig unter ihrem Bann.

Jetzt war sie nicht zu Haus. Diese Nacht kehrte sie nicht mehr heim — bis zum nächsten Morgen war also ein Eingreifen des Mädchens nicht zu fürchten, war die Bahn frei. Selbst das mäßig entwickelte Begriffsvermögen Peters kam zu diesem unlegbar logischen Schlusse, und die Unternehmungslust fieberte in seinem dumpfen Gehirn, diese Spanne Zeit einer freien Entfaltung seines Willens dienstbar zu machen.

Er horchte auf den Flur und leuchtete vorsichtig hinaus. An der gewohnten Stelle hingen die Kleider des Pastors, der schwarze Anzug, der perlgraue Schlafrock mit grünen Sammetaufschlägen und das Käppi von schwarzer Seide. Er hatte die Aufgabe, die Kleider des Hausherrn in der Frühe jedes Morgens sorgfältig zu säubern, nahm auch jetzt, der Gewohnheit nachgebend, ein Stück nach dem andern behutsam über den Arm und breitete sie in der Kammer über einen Stuhl. Aus einem braungestrichenen, gewölbten Koffer kramte er einen Rohrklopfer nebst Bürste, legte beides zu oberst auf die Kleider und setzte sich dann, die Hände in den Taschen, auf den Rand seines Bettes, um sich abermals in die schwere Gedankenarbeit zu vertiefen. Einen Augenblick dachte er an einen Racheakt gegen den Pastor, und der breite Mund verzog sich zu einem schmunzelnden Grinsen. Er konnte hinausgehen, die sämtlichen Rosen niederbrechen und die Schuld auf den Sturm schieben; keine Helge hinderte ihn daran. Aber er ließ den Gedanken doch wieder fallen, weil die Bosheit selbst ihm zu durchsichtig schien, und außerdem ja Helge am nächsten Morgen gerade zur Entdeckung der Frevelthat wieder heimkehren würde. So zermartete er sein Gehirn nach einer andern Richtung und sprang plötzlich lebhaft auf, um das Fenster seiner Kammer zu untersuchen. Dann nickte er befriedigt, schlug wieder den Deckel des Koffers zurück, stöberte in einer mit allerlei Rumpel-sachen gefüllten Zigarrentiste, nahm ein Stemmmeisen an sich und schlug den Koffer leise wieder zu. Seine unstillen Blicke schweiften durch den Raum. Neben dem Ofen, an einem in die Wand getriebenen Nagel, hing seine Mütze. Er griff danach und zog sie tief über die Ohren. Zwei Schritte brachten ihn ans Fenster, das er öffnete und mit kräftiger Faust gegen den noch immer starken Wind festhielt. Mit einer größeren Gewandtheit, als seinem plumpen Körper

zuzutrauen war, schwang er sich hinaus und stand aufatmend draußen. Vorsichtig schloß er das Fenster wieder, drückte mit Kraft das Stemmmeisen über den Rahmen schräg in das Kreuz und entfernte sich eilig.

Holbh bildete ein Häuferviereck, dessen Nordseite die Kirche und das Pfarrhaus einnahmen, während an der Südseite nur noch das Wirtshaus, ein großes Bauerngehöft und die kleine Schule mit der Wohnung des Küsters lagen. An drei Seiten des Ortes — die vierte, westliche, gab der Deich — grenzte Weideland und über dieses, nördlich dicht neben der Kirche entlang dem Deich zu, nahm Peter seinen Weg. In der herrschenden Finsternis stolperte er, als er den Deich erreichte, erhob sich wieder und kletterte vorsichtig die Schrägung hinauf. Oben verweilte er minutenlang, um sich an die Dunkelheit zu gewöhnen, und schlug dann den Weg nordwärts nach dem Gehöfte seines Bruders ein.

Dem Bauern zu begegnen war der Wunsch gewesen, der plötzlich in ihm aufgestiegen war und ihn alles andre hatte vergessen lassen. Was er wollte, wußte er nicht. Vielleicht nur ums Gehöft schleichen, die altgewohnten Stätten wiedersehen, spionieren, den vielleicht noch wachenden Bruder durch das erleuchtete Fenster mit hassenden Blicken umfassen, in ohnmächtigem Grimme die Faust gegen ihn schütteln — gleichviel, es trieb ihn vorwärts, unbestimmt und rätselhaft, mit einem Empfinden, als ob ein besonderes, dunkles Ereignis ihn fortzerre mit unwiderstehlicher Gewalt.

Noch hatte er indes nur wenige hundert Schritte zurückgelegt, als die Haare sich ihm sträubten, und er mit einem Rufe des Entsetzens zurückprallte. Dicht vor sich gewahrte er die dunklen Umrisse zweier Gestalten, lang hingestreckt die eine, halb darüber gebeugt die andre.

"Gott steh' mir bei!" schrie er laut.

Die herabgebeugte Gestalt richtete sich jääh auf.

"Was ist?" fragte eine scharfe, harte Stimme.

Peter hätte sie unter hundertsten erkannt.

"Di — Dierk?" stotterte er.

"Und du?" lautete die barsche Gegenfrage.

"Ich — Peter..."

"Du? Haha, bist du deinem Wohlthäter ausgerückt?"

Peter erinnerte sich der Mißhandlung, und seine Empörung darüber belebte sich wieder.

"Er hat mich geschlagen — er hätte mich totschlagen können — mit dem Spaten — der — der —" stieß er jornig aus.

Dierk Stagen horchte mit einigem Interesse auf. Wenn sein Bruder auf der Stelle tot geblieben wäre, es hätte ihn nicht bekümmert; aber er hätte sich dann rächen können an dem Pastor, den er haßte.

"Erzähl!" forderte er drohend.

Peter wunderte sich, daß sein proziger, selbststüchtiger Bruder eine Anteilnahme zu zeigen schien; aber er kam der Aufforderung gern nach und übertrieb mit großem Behagen.

Dierk Stagen folgte dem Berichte mit grimmiger Spannung.

"Haha," lachte er auf, als jener geendet. "Thor — willst du dich rächen?"

"Wie meinst du das?" fragte Peter mißtrauisch.

Der Bauer grubelte sekundenlang, stieß mit dem Fuße gegen die auf dem Deiche hingestreckte Gestalt und rief höhnisch:

"Was ist das?"

Peter hatte die unheimliche Doppelercheinung im Eifer ganz vergessen, sein Entsetzen regte sich wieder, und er stieß zusammenstauernd aus:

"Ein — ein — ein — Toter?"

"Ein Schiffbrüchiger — ein Opfer der Nordsee," bestätigte der Bruder rauh. "Ich sah ihn liegen, weiter unten, und holte ihn heraus. Er ist steif und kalt — tot seit Stunden. Aber er kommt mir recht — ich habe einen Plan — einen Plan..."

Er trat dicht an seinen Bruder heran und redete hastig auf ihn ein, mit gedämpfter Stimme selbst in der Finsternis der Sturmnacht. Peter verschlang die dichte an seinem Ohr gesprochenen Worte und verharrte reglos, als der Bruder geendet. Dann faßte er sich tastend an seinen dummen Schädel.

"Ja, aber wozu das?" fragte er blöde.

"Wir verschaffen dem Armen ein ehrliches Begräbnis!" entgegnete der Bauer hohnlachend.

"Und du — du — hältst du Wort?"

"Ich halte es."

Peter zögerte noch, dann nahm er mit plötzlichem Entschluß den Toten auf seine starken Schultern und schritt zurück nach dem Pfarrhaus, auf demselben Wege nordwärts der Kirche, den er gekommen war. Der Bruder hielt sich ihm dicht zur Seite. In dem für einen Augenblick zwischen Kirche und Pfarrhaus durch sichtbar werdenden Wirtshaus schimmerte noch Licht; aber niemand hätte in der herrschenden Dunkelheit, obgleich diese sich um ein Geringes gelichtet hatte, und der im Zenit stehende Mond an einzelnen Stellen

die jagenden Wolken schwach durchbrach, die nächtlichen Wanderer zu erkennen vermocht.

Vor dem Fenster der Kammer machten die Brüder Halt. Peter ließ den schiffbrüchigen Toten zur Erde gleiten, zog das Stemmmeisen aus dem Fensterkreuz, öffnete den einen Flügel und horchte ins Haus. Behutsam kletterte er dann hinein. Der Bruder hob den Toten, der im Hause stehende Peter zog ihn in den Raum und ließ ihn auf den Boden gleiten. Als der Bauer ebenfalls eingestiegen, das Fenster geschlossen und verhüllt war, machte Peter Licht und blickte mit Grausen auf den toten Gast, einen Mann in mittleren Jahren, von etwa gleicher Gestalt mit dem Schlingling des Pastors, in grober, abgetragener Schifferkleidung. Auf der linken Stirnseite des nicht unsympathischen Gesichtes klappte eine breite Wunde, wie von einem Falle oder Schläge herrührend, und die Kleidung an Hals und Brust war von einem Blutstrom gefärbt, den selbst das Meer nicht hatte abwaschen können. Auch Dierk Stagen konnte dem schauerlichen Eindruck nicht wehren, aber er faßte sich zuerst und sagte gedämpft:

"Wir haben keine Zeit zu verlieren. Schläft der Pastor fest?"

Peter nickte.

"Und Helge?"

"Ist nicht da."

Peter berichtete darüber schnell.

"Um so besser," erwiderte der Bruder finster. "Thu, was ich dir sage. Zieh dich aus."

Peter gehorchte zögernd.

"Schneller!" mahnte Dierk ungeduldig, nahm die Kleidungsstücke in Empfang und warf sie aufs Bett. "Einen andern Anzug."

Er öffnete selbst den Koffer und reichte dem Bruder das hastig Herausgesuchte.

Als Peter wieder angekleidet war, kam die Reihe an den Toten. Die Kleider des Blöden paßten ihm. Seine Füße wurden in schwere Holzschuhe gezwängt. Dierks Blicke hafteten an einem silbernen Ringe in des Bruders Ohr.

"Sieh."

Er löste ihn selbst, durchstach das Ohr des Toten und hängte den Ring ein. Dann wandte er sich um.

"Was ist das hier?"

"Des Pastors Schlafrock."

"Zieh ihn an."

"Ich...?"

"Zieh ihn an! — Und hier das Käppi. Setz auf. So! Nun das Schwerste."

Sie entledigten sich der Stiefel, trugen den Toten durch die Küche in den Garten und legten ihn am äußersten Ende, in der nordöstlichen Ecke, nieder.

"Nun schnell. Wo ist der Spaten?"

Peter suchte und fand das gewünschte Gerät bald. "Hier!"

Der Bauer verwies den Bruder in die unbenuzte Ecke hinter einigen schlechtgepflegten, aber ziemlich dichten Johannis- und Stachelbeersträuchern.

"Ich ziehe mich zurück, Peter, damit ich nicht gesehen werde. Du grabst ungestört. Es ist elf Uhr. Sörensen und Markward sind wahrscheinlich im Wirtshaus und entfernen sich um diese Zeit. Laß sie kommen. Auch wenn du sie hörst, selbst wenn sie dich sehen: arbeite weiter. Wenn sie dich anrufen: antworte nicht — grabe weiter."

Erst nach einer halben Stunde wurden vom Wirtshause her Stimmen laut. Fast in demselben Moment brach der Mond hell durch die Wolken und tauchte den Garten in magisches Licht. Der Sturm hatte sich fast ganz gelegt.

Auf dem Dorfwege ertönte ein dreistimmiges:

"Gute Nacht, Stewen!"

Das galt dem Wirt, der seine Gäste bis an die Thür geleitet hatte.

"Gute Nacht auch. Kommt wieder!"

Das war der Wirt.

Eine Weile Stille, dann dicht an der den Garten umgebenden Mauer eine etwas knarrende Wahstimmte: "Der alte Silbergreis da oben ist mir jetzt doch erwünscht. Aber heut nachmittag hatte ich Angst von wegen dem Sturm. Zwei Tage nach Vollmond — na, Ihr wißt ja selber, was das heißen will."

Die Stimme kennt jeder in Holbh, Sophus Markward — dachte der lachende Dierk Stagen.

"Ja, Sophus, das hat dich aber doch nicht abgehalten, uns ordentlich auszunehmen."

Eine ziemlich dünne Stimme. So kräht nur Peter Hansen, spöttelte Dierk Stagen für sich.

"Ihr habt aber auch gespielt wie die Leuchtturmwächter, als hättet ihr Jahre keine Karte in der Hand gehabt; besonders du, Sören."

Das war wieder Sophus Markward, dann der von diesem Angeredete:

"Du haßt die fettesten Schweine, Sophus, auch beim Spiel."

Sören Sörensen, der geizige Krämer, der keinen Briefumschlag aufschneidet, sondern ihn mit dem



Zur Genehmigung von Hausmann's Nachfolger in Berlin.

Weihnachtsraum. Nach dem Gemälde von F. Wittig.



Weihnachten auf Wache. Originalzeichnung von Paul Sch.

Federhalter sorgsam an den Reimflächen aufstellt und die Klappen zurückbiegt, um ihn ja noch einmal zu benutzen — fuhr es dem Lauerer spottend durch den Sinn.

In diesem Augenblick schlug der Grabende mit dem leeren Eisen auf einen eben aufgeworfenen Stein. Der schrille, abgerissene Ton traf Dietrich Skagen wie ein Faustschlag.

Im Nu reckten sich drei Köpfe auf und spähten über die Mauer in den Garten, und drei lange Stangen — die Springstangen zum Passieren der Gräben — ragten gleich schwarzen Ausrufezeichen in die Luft.

Peter Skagen grub weiter, obgleich auch er heftig zusammengefahren war und ein Zittern ihn überfiel.

Aber die Männer schulterten ihre Stangen wieder und zogen sich lautlos zurück, und Dietrich Skagen sah sie aus seinem Versteck bald in ziemlich weiter Entfernung; dann blieben sie noch einmal stehen und trennten sich darauf, um nach verschiedenen Richtungen, jeder seinem Heim zu, auseinander zu gehen.

Der nächtliche Arbeiter mochte sicher ihr Bestreben erregt haben; da sie aber sich überzeugt halten mochten, der Grabende sei kein andrer als der Pastor selbst, so entfernten sie sich ohne Laut. Wenn Johannsen des Nachts dort, auf seinem eignen Boden, grub, so hatte er dafür wohl auch seinen Grund, und dieser kümmerte niemand. Der Pastor brauchte nicht zu wissen, daß sie jetzt vom Spiegle kamen, denn das war nicht seine Sache; sie aber mischten sich nicht in das, was ihn anging. Unrecht konnte es so wenig sein wie eine ihrer Partien Dreierart.

Dietrich verließ vorsichtig sein Versteck und eilte zu dem Bruder. Das Grab war tief genug. Sie legten den toten Zeugen eines unbekannten Dramas hinein, bedeckten das Gesicht mit dem schnell hervorgeholten Taschentuche Peters, schaufelten die Erde wieder ein und traten sie, als sie einen kleinen Hügel bildete, fest. Dann eilten sie, den Spaten bis ans Haus mitnehmend, in Peters Kämmer zurück.

Hastig riß Peter ein paar Sachen aus seinem Koffer, während der junge Bauer die zurückbehaltenen Kleider des Begrabenen durchstöberte. Ein lebrner Geldbeutel in Papier gewickelt, eine Rolle; in der Weste stat, ein Hapier gewickelt, eine Rolle Primatob; weiter fanden sich ein starkes Taschenmesser, zwei Schlüssel und ein Knäuel Bindfaden — sonst nichts; kein Papier, kein irgendwelcher Ausweis.

Dietrich band die Kleider zusammen.

„Bist du fertig?“ fragte er ungeduldig.

„Gleich.“

Der Bauer öffnete prüfend den Koffer.

„Das geht nicht! Mach alles wieder in Ordnung.“

Peter packte und glättete.

„So.“

„Und die Kleider des Pastors? Die dürfen nicht hier bleiben. Häng sie an die Thür zurück. Sind sie sauber?“

Er untersuchte den Schlafrock genau und bemühte sich, ein paar Erdflecke sorgfältig zu entfernen.

„Hast du deine Papiere?“

„Ja.“

Sie löschten das Licht und spähten und lauschten aus dem Fenster. Alles war ruhig. Dietrich warf die zu einem Bündel verschürten Kleider des Fremden voraus und kletterte nach. Peter folgte. Das Fenster blieb lose angelehnt. Ungelesen erreichten sie den Deich, überschritten ihn rasch und hielten sich so tief an der Seeseite, daß sie landein unmöglich bemerkt werden konnten, selbst wenn der Zufall sich ihnen feindlich erweisen wollte.

Drittes Kapitel.

„Herr Pastor!“

Frau Owe, die von Helge Johannsen allmorgendlich für die Hausarbeit hinzugezogen wurde, klopfte verwundert an die Thür zum Schlafgemach des Hausherrn.

„Herr Pastor, es ist sechs durch...“

„Sechs, Frau Owe? Sechs...? Ich komme sofort.“

Er pflegte so lange nur im Winter zu ruhen, im Sommer dagegen sich regelmäßig um fünf zu erheben.

„Herr Pastor, das Fräulein ist nicht da,“ meldete die Frau, als Johannsen im Schlafrock ins Wohnzimmer trat.

„Weiß ich, liebe Frau Owe. Sie ist bei Duve Ager oder, wie sie ja mit Vorliebe noch immer genannt wird, Duve Ingwers.“

„Ach so, Herr Pastor. Aber der Peter ist auch nicht da...“

„Nicht? Sieh einer an! Der alte Herumtreiber wird wieder einmal ausgeflogen sein.“

„Das Fenster in seiner Kammer steht auf. Er ist gewiß durchs Fenster gestiegen...“

„Lassen wir ihn, Frau Owe. Was Gefindel ist, liebt die krummen Wege. Er wird sich schon wieder einstellen.“

„Soll ich den Kaffee besorgen, Herr Pastor?“

Johannsen bat darum.

Der Geistliche in dem weltverlorenen kleinen Kirchort an der Nordsee war mit irdischen Gütern nicht gesegnet, und das kleine Dienststeinkommen schmolz durch seine offene Geberhand noch recht merklich zusammen. Seine Tochter mußte dem ganzen Haushalt vorstehen und sich damit begnügen, nur die größten Arbeiten durch Hilfskräfte verrichten zu lassen. Einmal war das anders gewesen. Einmal hatte eine Frau in dem Pastorhause gewaltet, geräuschlos und eifrig, sich selbst und andre innig beglückend. Aber das war lange her. Die sanfte, um Gatten und Kind, nie um sich selbst sorgende Frau schlief längst auf dem stillen Friedhofe, und ihre herangewachsene Tochter war im Haushalt ihre emsige Nachfolgerin geworden. Heute morgen fehlte Helge dem Pastor. Es war in dem Hause etwas aus dem Geleis geraten, das ihn unbehaglich stimmte. Er hatte die Zeit verschlafen, er mußte auf den Morgentrunk warten — es war ihm neu und unlieb... Er trat an den Wandkalender, einen breiten Karton, holte einen Rotstift, strich den 16. Juni an und umrahmte das Vollmondszeichen neben dem Datum des 14. Juni. So hatte er es vor zehn Jahren auch gethan bei der Springflut zwei Tage nach Vollmond, die damals so viel Leid in das stille Kirchdorf und die Nachbargemeinden getragen hatte. Diesmal war es glücklicher gegangen, und hoffentlich versank wiederum ein Jahrzehnt unwiederbringlicher Vergangenheit, ehe ein ähnlicher Tag neue Sorgen oder gar alten schweren Kummer heraufbeschwor.

Auf dem Flur wurde Frau Owes lebhafteste Stimme laut. „Ich mach' es schon, Fräulein, ja, ja, es ist alles in Ordnung, und der Herr Pastor ist auch schon auf. Gehen Sie nur hinein, ich komme gleich nach und decke, und für Sie auch mit — o ja, es ist schon alles richtig.“

Helge flog auf den Pastor zu. Ihr liebliches Gesicht war blaß und überwacht, in ihren großen Kinderaugen schimmerten Thränen.

„Helge!“ rief der Pastor erschrocken. „Was ist? Ist doch etwas mit Duve geschehen?“

„Ja, Vater, sie ist krank, ernstlich erkrankt, heute nacht.“

Sie schluchzte.

Ein leichtes Frösteln überlief den Geistlichen. Er liebte diese Duve Ager, wie jeder in der Gemeinde an der trauernden, jungfräulichen Witwe mit heiliger Verehrung hing. Und ein neuer Schlag hatte das beslagene Weib getroffen, ein Schlag, der wohl gar Gefahr, ernste Gefahr für ihr Leben mit sich brachte.

„Ist sie sehr krank?“ fragte Johannsen leise, mit vom Grunde des ehrlichen Herzens steigender Teilnahme.

„Ja, Vater. Sie hat sich nicht halten lassen gestern am Abend; sie ist hinausgeeilte in den Sturm, in die Nacht, an den gischüberprühten Deich. Wir mußten sie suchen, und als wir sie endlich fanden, da war sie nahe bei Holby und kam uns entgegen in wilder Flucht, mit aufgeregtem, im Sturm flatterndem Haar und riß uns fort in marternder, atemraubender Angst. Sie will ihren Gatten gesehen haben, von den tollenden Wogen emporgehoben zu den fliegenden Türmen und wieder hinabgestoßen in den schwarzen, gähnenden Abgrund zwischen den Wasserbergen, bis eine Faust sich ausstreckte vom Deiche aus, riesengroß, schattenhaft unfassbar, und den Toten aus dem Wassergrube herauszog, zu sich, auf den Deich. Und dann — dann sei der Tote ein andrer gewesen, und das Meer hätte gewimmelt von tausend todtraurigen, brechenden Augen, die sie angestiert hätten in letztem, ungeheurem Weh und sie fortgetrieben mit verzehrendem Dual. Und jetzt, Vater — jetzt liegt sie da, bleich, mit eingefallenen Wangen, die Augen geschlossen, den zitternden Mund geöffnet zu irren Rufen und Reden. O die arme Duve!“

Johannsen war erschüttert.

„Komm, ich begleite dich.“

Er schob die weinende Tochter sanft von sich und eilte ins Schlafzimmer. Bald kam er zum Ausgehen gekleidet zurück.

„Komm, mein Kind.“

Er instruierte flüchtig die Aufwartefrau und drängte, ohne einen Bissen genossen zu haben, fort.

Die alten Eltern Duwes drohten dem Kummer fast zu erliegen. Der Vater stand am Bette seines Kindes und blickte mit starrem, thränenlosem Auge auf die Kranke, die Mutter kniete neben dem Lager und rang die Hände in stummer Verzweiflung. Voll Dankbarkeit wandten beide sich dem eintretenden Pastor zu; aber sie gingen ihm nicht entgegen, wie sie es sonst zu thun pflegten; wie gebannt verharrten sie am Lager derjenigen, die ihnen lieber war als ihr eignes Leben, und die um ihren kurzen Glückstraum litt nun schon ein langes Jahrzehnt.

Niels Johannsen beugte sich über die Fiebernde und strich ihr sanft das Haar von der heißen Stirn; sie schlug unter der leinen Berührung die Augen auf,

aber kein Zug des Erkennens belebte ihre starren Züge. Der Pastor sah lange auf sie nieder; sie war die strahlendste, lieblichste Braut gewesen, die er hatte segnen dürfen, und sie war das ergreifendste Bild des Jammers, das ihm in seinem erfarungsreichen Leben vor Augen getreten war. Die göttlichste der dem Menschen ins Herz gesenkten Gaben, die Liebe — sie hatte dieses junge, reine Weib auf Engelsflügeln emporgetragen in lichte Höhen und es dann in um so tieferem Falle erbarmungslos zurückgeschleudert in den stinkenden, lebensraubenden, geistumnachtenden Staub der Erde.

Helge hatte der Kranken die Rippen zurechtgestrichen und blieb dann neben ihr stehen, eine der heißen, durchsichtigen Hände mit ihrer arbeitsharten Rechten bedeckend. Und als ob die bloße Anwesenheit der Freundin oder die leise Berührung einen beruhigenden Einfluß auf die Leidende ausübte — sie atmete regelmäßig, und das nervöse Zucken der blaffen Lippen verlör sich.

Johannsen trat zurück. Wer hier not that, war nicht der Geistliche, sondern der Arzt.

Noch vor der fünften Morgenstunde war zu ihm geschickt worden, aber er wohnte in Deegbüll, über eine Stunde entfernt, und hätte selbst im glücklichsten Falle bisher nicht eintreffen können, konnte höchstens, wenn er sofort nach Ankunft des Boten aufgebrochen war, eben jetzt erwartet werden.

Sehnüchsig hielt Johannsen über die baumlose Ebene Ausblick, und ein Ruf der Freude entfloß ihm, als er den Boten, einen jungen Burschen, in Begleitung eines Mannes unfern mit Hilfe der üblichen Stangen über einen Graben springen gewahrte.

Freudig nickte er den Eltern der Kranken zu und glücklich auch seiner Tochter.

Bald trat der Arzt ein, ein Mann in der Mitte der Dreißiger, von hoher, etwas ediger Gestalt, mit charaktervollem Kopf, die Augen, grauen, forschenden Augen von einer Brille bedeckt.

Ingwers sah erstaunt auf.

„Nicht Dr. Hedderfen...?“ fragte er mit leichter Enttäuschung.

„Dr. Johannes Jessen,“ entgegnete der Arzt kurz, sich vorstellend. „Ich verrete meinen väterlichen Freund, der zur Erholung verreist ist. Wollen Sie mir Ihre Kranke anvertrauen?“

Er sprach gedämpft und doch angenehm klangvoll. „Mit Freude und Hoffnung, Herr Doktor,“ erwiderte Johannsen für die Eltern.

Der Arzt untersuchte lange und sorgfältig. Als er zu Ende war, blickte er fragend auf Johannsen, den schon die Kleidung unverkennbar als Geistlichen kennzeichnete.

„Auf ein Wort, Herr Pastor — ich bitte: allein.“

Sie gingen ins Nebenzimmer, die sogenannte „gute Stube“.

„Der Fall liegt ernst,“ hob Dr. Jessen an. „Wollen Sie mir auf eine Frage nach bestem Wissen Auskunft geben?“

„Ich lese zunächst die Frage in Ihren Augen, wer ich bin; Niels Johannsen, Pastor von Holby. Was wünschen Sie über die Kranke zu erfahren?“

„Das junge Weib ist leidend durch seelische Erschütterung. Können Sie mir für eine solche einen Anhalt geben?“

Johannsen erzählte von dem Ursprung der Geistesumnachtung Duwes und von den Ereignissen der Sturmnacht.

Der Arzt horchte aufmerksam zu, dann nickte er vor sich hin.

„Ist Gefahr, Herr Doktor?“

„Ich kann es nicht leugnen.“

„Ist — Hoffnung?“ forschte Johannsen mit so tiefer Bestürzung im Ton, daß der Arzt von auquellender Teilnahme bewegt wurde.

„Mit Gottes Hilfe, Herr Pastor.“

Johannsen ergriff hastig seine Hand.

„Thun Sie das Ihre, Herr Doktor!“

Der Arzt traf seine Anordnungen, gewandt, ruhig und bestimmt.

„Das erste und vorläufig alles, was der Kranken not thut, ist: Ruhe, nichts als Ruhe. Diese muß, wenn sie nicht anders zu erreichen ist, erzwungen werden. Halten Sie jedes Geräusch fern und alles, was sie irgend erregen könnte. Daß die Kranke gehütet werden muß, nicht einen Augenblick sich allein überlassen bleiben darf — wo so viel Teilnahme ihr Lager umsteht, brauche ich das nicht zu betonen. Gegen Abend komme ich noch einmal. Wird mein Erscheinen im Laufe des Tages oder der Nacht notwendig, das heißt, zeigt sich an der Kranken eine beunruhigende Veränderung, so schicken Sie sofort zu mir.“

Er kam am Abend wieder und floßte der unruhigen Kranken eine geringe Dosis Chloralhydrat ein. Sie fiel bald darauf in Schlaf, und der Schlaf hielt an, bis der Morgen den Arzt wieder an ihr Bett führte.

Drei lange Wochen rang das junge Leben mit dem

Tode, kam und ging Dr. Jessen mit immer schwankender Hoffnung, weilten Niels Johannsen und seine Tochter fast ununterbrochen im Heim der schwer betroffenen Freunde, bis endlich der sichelirrende Gast, der das Haus unheimlich umschlichen hatte, abziehen mußte.

Es war ein Festtag für den Arzt und für die Freunde. Wortkarg, ohne sichtliche Erregung hatte Dr. Jessen seinen schweren Beruf ausgeübt; jetzt leuchtete auch aus seinen grauen Augen die Freude am Gelingen, und ein schimmerndes Rot verjüngte und verschönte sein bisher starr verschlossenes Antlitz. Er nahm Johannsen ins Freie und wies auf den tiefblauen Julihimmel.

„Herr Pastor,“ sagte er ernst, „ich hoffe, ein Menschenleben wird sich aufs neue wolkenlos gestalten wie der ewige Himmelsdom über uns.“

„Wie...“ fiel Johannsen erregt ein. „Sie hoffen — Sie meinen — Duwe könnte — könnte genesen, ganz genesen...?“

„Ich meine es,“ bestätigte der Arzt. „Es wird nicht über Nacht geschehen; noch mancher Monat wird vergehen bis dahin. Die Sturmnacht mit ihren Schrecken hat das ihr Leben untergrabende Bild des Satten verwischt; ein andres, von lebendig gewordenem Meere, ist an seine Stelle getreten. Aber gerade dies wird nicht die gleiche lähmende Kraft ausüben, wird sie nicht in gleicher Stärke dauernd unter seinem Bann zu halten vermögen; es wird verschwimmen und verdämmern und langsam der befreite Geist erwachen und sich kräftigen. Den Tag zu erleben, wird der schönste Lohn meines Mühsens sein.“

Dankbewegten Herzens erstattete Johannsen den Freunden die beglückende Kunde, und aufatmend hörte in der kleinen Kirche von Holby am Sonntag die Gemeinde die frohe Nachricht.

Die Knechte und Mägde trugen sie auch auf den Hof Dierl Stagens. Der Bauer vernahm sie und war befriedigt. Ein Grab hatte nicht gegraben zu werden brauchen, und ein andres deckte ein junger, grüner Rasen, zu dem er nachts den Samen selbst gestreut. Duwe Agen war dem Leben gerettet; der Tote im Pfarrgarten sollte erstehen, wenn seine Zeit gekommen war. Und würde er jetzt noch entdeckt werden, vorzeitig, ein Spiel des blöden Zufalls oder der Vergeltung — der allein Schuldige, Peter Stagen, war verschwunden und verschollen.

Viertes Kapitel.

Pastor Johannsen hatte in den drei Wochen die Freunde nur verlassen, wenn die Amtsgeschäfte ihn riefen, dazu Sonnabends, wenn er auf seine Predigt sich vorbereiten mußte, und Sonntags, wenn die Glocken zum Gottesdienst läuteten, und die festtägig gekleideten Gemeindeglieder von allen Seiten herbeilamen.

Nach der glücklichen Wendung in Duwes Krankheit kehrte er ins Pfarrhaus zurück und besuchte die Freunde einen Tag um den andern. Die Rosen im Garten waren zu voller Pracht erblüht, und jedesmal, wenn Johannsen seinen Gang zu der Kranken antat, nahm er eine Handvoll der duftigsten Blüten mit.

Seinen flüchtig gewordenen Hausbewohner hatte Johannsen in den Wochen der Sorge um Duwe ganz vergessen. Nun Peter noch immer nicht zurückgekehrt war, hielt der Pastor es für seine Pflicht, dem Bruder des Verschwundenen Nachricht zu geben. Er schickte Frau Owe nach dem Hofe Stagens und ließ den Bauern zu sich bitten.

„So?“ — entgegnete Dierl Stagen breit. „So...? Bringen Sie als meine Antwort den Bescheid, ich hätte mit dem Herrn Pastor nichts zu schaffen, und der Weg zu mir wäre gerade so weit wie der nach Holby.“

„Aber,“ eiferte die Frau, „der Peter, was Ihr Bruder ist, der ist doch verschwunden...“

„So? Na, da soll der Herr Pastor ihn getroffen wieder suchen...“

Die Frau starrte ihn an.

„Jawohl,“ bekräftigte der Bauer, „bestellen Sie: einen Tagebied und Laugenichts, den ich hinausgeworfen, hätte ich keine Veranlassung mir wieder zu holen. — Was will Sie noch...?“ das klang fast drohend.

Frau Owe entfernte sich kopfschüttelnd. Auf dem Deiche blieb sie stehen und sah auf den stattlichen Marschhof.

„So 'n Reicher und so 'n Harter,“ murmelte sie verständnislos. Wo so viel Menschen satt würden, meinte sie, dürfte es doch auch dem einen nicht fehlen, noch dazu, wenn dieser eine der eigne Bruder des Bauern war, der arme, blöde Peter, der ja mit einem Ecken fürlieb genommen hätte.

Johannsen war über die Antwort nicht erstaunt. Von dem störrigen Dierl war eine andre kaum zu erwarten gewesen. Er beruhigte die entrüstete Botenfrau, setzte den Bauern von dem Vorgefallenen schriftlich in Kenntnis und erstattete zugleich die Anzeige

bei dem Gemeindevorstand. Dieser war der Wirt Stewen Nissen, und Johannsen brachte dem Nachbar die schriftliche Anzeige selbst hinüber.

Kleine Ereignisse schlugen kleine Kreise. Peter Stagen war bald genug vergessen. Die einzigen, die sein Verschwinden noch bekümmerte, waren der Pastor und seine Tochter. Die starrköpfigen Bauern gingen über den verlorenen Sohn schweigend oder mit einem ablehnenden Achselzucken hinweg. Sie verhehlten nur schlecht, daß sie das Geschehene einer Versorgung des unnützen Menschen auf Gemeindefasten strupellos vorzogen.

An einem Sonntag zu Anfang August erwartete das Pastorhaus Besuch. Ein junger Rechtsanwalt aus Tondern, Dr. Ernst Dürhus, zeigte sein Kommen dem Pastor einige Tage vorher schriftlich an, und Niels Johannsen blickte mit freundlichem, forschendem Nicken in seiner Tochter Antlitz, als er ihr die Botschaft auf den Jngwersschen Hof überbrachte. Eine feine Röte trat in ihre Wangen, und sie beschäftigte sich verlegen um die Freundin. Aber dann folgte sie dem Vater nach langen Wochen wieder in das eigne Heim und kam zu der Kranken nur noch täglich als Gast, zweimal zuerst, dann nach Tisch, wenn sie die eigne Wirtschaft besorgt hatte.

Duwe lag dauernd in einem Zustand der Apathie. Wenn aber die Schredensträume einmal wieder die Oberhand über sie gewinnen wollten, dann genügte das Erscheinen Helges oder des Arztes, um sie sofort zu beruhigen. Aus ihren glanzlos vor sich hin oder zur Decke gerichteten Augen sprach auch jetzt noch kein Erkennen; aber sie schloß die durchsichtigen Lider, und die Brust hob sich unter einem sanften, erlösten Aufatmen, wenn die Freundin oder der Arzt ihre Gegenwart ihr bemerkbar machten.

Helge Johannsen rüstete den Frühstückstisch vor dem Hause. Der Sonntagmorgen war von erquickender Frische. Tiefblau strahlte der Himmel, und die Schwalben am vorspringenden Dachgebälk des Pfarrhauses zwitscherten froh um die Wette.

Der Pastor war, behaglich seine lange Pfeife rauchend, unter die Thür getreten und blickte voll Behagen und zugleich mit einem Anfluge von Wehmut auf die jugendliche Tochter. Er wußte es, was der Besuch zu bedeuten hatte, und sie wußte es gleich ihm.

Im letzten Winter, auf einem Feste im Hause des greifen Propstes Emter in Tondern, hatten die jungen Menschen einander zum ersten Male gesehen, und auf einem Ball im Hause des Landrats waren sie sich wieder begegnet. Mit einbrechendem Frühjahr, als die Sonne ihre erste Nacht entfaltete, die Eisdecken auf den Gräben barsten und schwand, die frostharte Erde sich löste aus den starren Armen des Winters, als die Wege weich und fast unpassierbar wurden, kam der junge Anwalt zum Besuch in das einsame Pfarrhaus und brachte aus den Blumenläden der Stadt die ersten duftenden Frühlingsboten mit, fernher bezogen noch, aber in dem winterkalten Pastorhause die Herzen weckend zu beglückender, lenzfroher Hoffnung. Und wieder war er gekommen mit den ersten Schneeglöckchen und farbenleuchtenden Krokus, bis an ihre Stelle die heimaterblühten Maiglöckchen und Narzissen getreten waren. Hell klang stets der Gruß des Mannes zu Vater und Tochter, frei streckte sich die Hand aus mit der duftenden Gabe, und klar forschte das blaue Augenpaar in dem freudig erregten Antlitz des Mädchens. Aus jeder seiner Bewegungen sprachen jugendliche Kraft und Elastizität; noch kein Fall aus seinem Berufe hatte die hochgewölbte Stirn zu furchen und kein niederes Genußleben seine Spuren einzuzichnen vermocht. Der Pastor fühlte sich jung werden mit den Jungen, und Helges warmer, jugendlicher Bewunderung tiefte und klärte sich zu keuscher Liebe.

Der Weg von Tondern nach Holby war lang; in großem Bogen zog er sich hin, und wer ihn in drei Stunden zurücklegen wollte, mußte ein rüstiger Fußgänger sein. Trotzdem hatte der Kuckuck von an die Nordsee verirrten Schwarzwälder Uhr des Pfarrhauses noch nicht die siebente Stunde gerufen, als Helge schon die frisch ausschreitende Gestalt des Rechtsanwalts erkannte und errötend tiefer ins Zimmer trat, als könnte sie von dem Geliebten wartend und vordringlich am Fenster erspäht werden. Ihr Herz klopfte, ihre Augen leuchteten, und ihre Arme breiteten sich ihm entgegen in scheuem, schämigem Jubel.

Auch der Pastor hatte den Nahenden erkannt und verließ das Haus, um ihm langsam entgegenzugehen. Bald schwenkte der Anwalt grüßend den Hut, und nach wenigen Minuten standen sich die Männer gegenüber und schüttelten sich die Hände. Was Johannsen vorausgesehen hatte, traf unverzüglich ein und überraschte ihn deshalb doch.

„Herr Pastor,“ begann Ernst Dürhus rasch und gewinnend offen, „Sie sind der Vater Ihrer Gemeinde — lassen Sie mich die große, drängende Bitte aussprechen: seien Sie auch der meine! Seien Sie es mir und Ihrem Kinde!“

So schnell hatte der Pastor es doch nicht erwartet. „Mein Junge, nicht so stürmisch,“ gab er lächelnd zurück, sah ihm listig in die Augen und wies mit der Pfeife über die Schulter nach dem Pfarrhaus: „Da mußt du anklopfen, mein Sohn, und wenn meine alten Beine dir für deine raschen Wünsche zu langsam geworden sind...“

„Vater!“ jubelte der Mann und umarmte ihn auf offener Straße.

Helge hatte die Begrüßung beobachtet, und als sie Ernst Dürhus den Vater umarmen und dann beflügelten Schrittes dem Hause zuweilen sah, schlüßte sie in das Arbeitszimmer des Pastors, barg das Haupt in die zitternden Hände und schluchzte glücklich.

Feste, eilende Schritte ertönten auf dem Flur, die Thür zum Studierzimmer wurde aufgerissen, und der junge Anwalt streckte beide Hände der Geliebten entgegen.

„Helge! Helge!“

Eine fassungslose, weinende Braut flog dem Geliebten entgegen, aber die Thränen quollen aus einem Borne tieferen Glücks.

Niels Johannsen ließ sich an dem gedeckten Frühstückstisch nieder und wartete still. Als den in ihr Glück Versunkenen wirklich keine Stunde mehr zu schlagen schien, klopfte er mit dem Pfeifenrohr an ein Weinglas und rief, scheinbar ungeduldig, ins Haus: „Se, Wirtschaft!“

Sofort kam das Brautpaar herbei, und Helge flog an des Vaters Brust.

„Ich wünsche dir alles Glück, mein Kind!“

Er sagte es schlicht, aber mit einer Innigkeit, daß dem Mädchen die Thränen von neuem in die Augen schossen.

„Na, na, mien Diern,“ beruhigte Johannsen und zwang sich, einen polternden Ton anzuschlagen: „Ja, ja, mein' Diern — aber — na, Liebe macht nicht satt, am wenigsten einen, der nichts davon hat. Willst du nun nicht in die Küche sehen? Mein Magen knurrt schon — deiner auch, Jung, was?“

An der Tafel und später in der Kirche saß das Brautpaar Seite an Seite.

Ernst Dürhus hatte in Kiel und Berlin studiert und als der Sohn wohlhabender Eltern die Mittel gehabt, von den Universitätsstädten aus die berühmtesten Perlen im deutschen Städtefranze zu besuchen und kennen zu lernen. Er hatte auch manches Gotteshaus der großen Städte gesehen und die erhabenen Bauten und ihre unvergleichlich künstlerische Ausstattung im Innern und nach außen bewundert; aber an keinem Orte und zu keiner Zeit war ihm eine gottesdienstliche Feier so würdig und ergreifend erschienen wie die sonntägliche Predigt in der ärmlichen, kleinen Kirche zu Holby. Wohl drang durch die bleigefasteten, gewöhnlichen, erblindeten Fenster kein farbiges Strahl in den Raum, wohl fehlten den schlecht geweißten Wänden kostbare Tafeln und Gemälde, entbehrten die einfachen Bänke selbst des geringsten Schmuckes; aber unvergleichlich feierlich klang das milde Wort des Redners von der Kanzel, und ohne Ablenkung lauschte jeder mit bescheiden gesenktem Haupte.

Johannsen vermied auf der Kanzel nicht ganz den pastoralen Ton; aber schlicht und prunklos legte er das Bibelwort aus, und, was ihn der Gemeinde besonders teuer machte: mit warmen Herzenstönen klangen die Leiden und Freuden seiner Gemeinde hinein; er fand Trostorte für die Begeugten, wenn einmal der Tod an dieses oder jenes Haus geklopft hatte, und erhebende, freudig stimmende Wünsche für jeden, dem ein Gutes begegnet war. Auch auf das Glück in seinem Hause deutete er hin; mit wenigen, bescheidenen Worten: „Mir und den Meinen ist Frohes widerfahren, und ich preise bewegten Sinnes zweifach die Gnade, die sich über uns ergießt alle Tage neu.“

Jeder verstand ihn, aber kein Kopf wandte sich neugierig und die Andacht störend nach dem jungen Paare um, das auf einer der letzten Bänke Platz genommen hatte. Erst als der Gottesdienst zu Ende war, und das Brautpaar und der Pastor als letzte aus der Kirche kamen, streckten sich dem strahlenden Mädchen und ihrem stattlichen Verlobten, der auf den ersten Blick alle für sich einnahm, viele arbeitsschwielige Hände glückwünschend entgegen. Unter den fünfzig Menschen wäre keiner zu finden gewesen, der nicht dem Pastorinde sein Glück neidlos gegönnt hätte, und nicht einer, der auf das schlanke, schöne Mädchen — ihre Helge Johannsen — nicht stolz gewesen wäre. Nur einer in der ganzen Gemeinde mochte scheinbar zu dem Herzensbunde, und der war selten ein Gast in der kleinen Kirche gewesen und auch jetzt nicht zugegen. Er befand sich auch nicht unter denen, die nachmittags glückwünschend in das Pfarrhaus kamen, und die da hörten, wie der Pastor am Schluß eines kleinen Trinkspruches frohgelaunt ausrief: „Und heute übers Jahr, so Gott will, soll die Hochzeit sein.“

(Fortsetzung folgt.)



Nach einer photographischen Aufnahme von H. E. Wenzelschuh.

„O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!“

Bald kommt der Winter mit den weißen Tagen,
Und im Kamine wird das Kienholz sprühen,
Ein weißer Schneemann wird im Garten ragen,
Und Blumen werden auf den Fenstern blühen,
Und ist der erste Schneeball nur geflogen,
Und dunkelt's schon beim dritten Stundenschlag,
So kommt Knecht Ruprecht wieder angezogen,
Und Christkindlein hat seinen Ehrentag...

Gesteht's nur ein: In ernsten Werkeltagen,
In Nächten, wo die Arbeitslampe brennt,
Hat heimlich allen euch das Herz geschlagen,
In diesen letzten Tagen des Advent!
Und heimlich dachtet ihr der Weihnachtsstunde,
Und eurer Lieben habt ihr auch gedacht,
Und glitt kein Wort von eurem ernsten Munde, —
Das Herz, das ernste Herz hat doch gelacht!

Wer kennt sie nicht, die alten Weihnachtsträume?
Schneeflocken rieseln durch die kalte Luft,
Und auf dem Markt stehn schöne Tannenbäume,
Und überall liegt solch ein Weihnachtsduft.
Aus allen Kirchen klingen die Choräle
Vom Heile, das der Herrgott auserlor,
Und wiederum schwingt sich die arme Seele
In Gläubigkeit zum lieben Gott empor!
Seit Wochen sitzt schon alles in den Stuben,
Die Weihnachtsarbeit will ja fertig sein,
Und Mutter samt den Töchtern und den Buben
Sind ensig in die späte Nacht hinein.

Der Tag ist da. In allen Gassen drängen
Vergnügte Leute, hastig kunterbunt,
Vor allen Läden stauen sich die Mengen
Und jeder hat ein Lächeln um den Mund.
Und ist sie noch so klein, die Weihnachtsgabe, —
Knecht Ruprecht schafft daraus ein Paradies:
Er segnet sie mit seinem Zauberstabe,
Und das Geheimnis macht sie doppelt süß.
Der Tag ist da! Befreit von Not und Lasten, —
Heut spannt mal jeder von der Arbeit aus:
Weihnacht ist heut! Da darf ich auch mal
rasten!

Und klappt die Bücher zu und geht nach Haus. —

Wie sich das alles freut! Wie gern wird jeder
Noch einmal für ein Weilchen heut ein Kind;
Der fleißigste legt nieder heut die Feder,
Stützt in die Hand den müden Kopf und sinnt:
Noch einmal hört er seine Mutter singen,
Sie sang so wunderschön und glockenklar,
Sieht sich als Knaben durch das Zimmer springen,
Und Vater streichelt sanft sein blondes Haar.

Die sind nun tot... Doch wie die Glocken gehen,
Er lächelt vor sich hin: Der Alte fühlt,
Wie seine lieben Toten auferstehen,
Und wie ihr Friede seine Seele kühlt...

Und auch die jungen Mädchen schau so eigen,
Sehn vor sich hin und werden plötzlich rot,
Und müssen glühend dann die Stirne neigen
In jungem Glück, — in erster Liebesnot...
Die Kinder erst: Mit glühenden Gesichtchen
Umstreicheln sie die festverschlossene Thür
Und sehen schon den Glanz von all den Lichtchen
Und all die schönen Sachen für und für.
Wird wohl die Grete ihre Puppe kriegen?
Und kriegt der Fritz ein neues Schaukelpferd?
Er läßt die Wünsche ziemlich niedrig fliegen,
Denn die Zensur war diesmal nicht viel wert.
Allein er hat sich so zurechtgenommen,
Hat selber gar den Eltern was geschnitten,
Und als er jüngst am Schrank vorbeigekommen,
Gewiß, — es hat ein Zinnsoldat geblitzt!
Vor allem aber ist's der bunte Teller,
Des Wohl und Wehe ihm am Herzen liegt;
Und ob er wieder wohl den blanken Heller
Wie jedesmal vom alten Onkel kriegt?
Da draußen stehen schon die großen Kisten,
Der Fritz, die Grete raten hin und her:
Was mag da drin sein? Wenn sie's nur schon wüßten!
Weshalb ist jene Kiste wohl so schwer?
Doch Vater kommt und treibt sie aus dem Zimmer,
Er lächelt so und sieht so lustig aus,
Wenn der so schaut, giebt es was Gutes immer,
Das weiß ja lange schon das ganze Haus.
Indessen schaltet Mutter in der Küche,
Sie ruft die Grete, die muß fleißig sein;
Nur Frischchen schnuppert müßig die Gerüche:
Er weiß: Die Pfeffernüsse werden fein...

Der Abend naht: Die Musikanten blasen
Durch die verschneiten Gassen den Choral,
Mit roten Backen und mit roten Nasen, —
Und klingt's mal falsch, — so war's schon jedesmal.
Der Türmer bläst den Abendsegen nieder
Vom Schloßthurm her, — es weiß die ganze Stadt,
So schön spielt er das ganze Jahr nicht wieder, —
Vom Herzen spielt er's, nicht vom Notenblatt.

Und endlich kommt die schöne Wehestunde.
Im Thürspalt sieht man schon den Kerzenschein,
Die Kinder warten schon mit offenem Munde
Und wollen gar nicht mehr geduldig sein.
Die Klingel tönt. Es öffnen sich die Thüren.
Ist das ein Glanz! Ist das ein schöner Traum!

Es wagt sich keiner in dem Licht zu rühren, —
So schön wie heut war noch kein Weihnachtsbaum!
Da überleuchtet all der Kerzenschimmer
Des stummvergränten Herzens bösen Spott,
Und feierlich klingt durch die hellen Zimmer
Das alte Lied: Nun danket alle Gott!

Dann aber geht es lustig ans Bescheren,
Bescheiden tritt die alte Magd herein,
Der Hausherr giebt ihr ein paar gute Lehren
Und noch ein blankes Goldstück obendrein.
Die Mutter führt die Kinder an die Plätze,
Wo sie die Weihnachtsgaben aufgereiht,
Und helle Kinderaugen schau die Schätze
Und leuchten auf vor lauter Seligkeit.
Verzückt und staunend steht die kleine Grete:
Nein, ist die Puppe schön! Sie spricht sogar!
Und Fritz stößt laut in seine Zinntrompete,
Und seine Reiterkunst ist wunderbar!
Die Eltern aber halten sich umschlungen,
Er neigt sich still, sie biegt den Kopf zurück,
Sie schauen auf das Mädchen und den Jungen
Und möchten weinen fast vor lauter Glück.
Die bunten Kerzen glühn und tropfen leise,
Die Kinder selbst bequemen sich der Ruh',
Und kleine Engel wiegen sich im Kreise,
Und Christkindlein schaut allen viere zu.

Doch draußen, wo die armen Leute wohnen,
Auch da ist festlich heut der kleinste Raum:
Kein einz'ger wollt' den letzten Pfennig schonen,
Und reicht's auch nur zu einem Tannenbaum.
Aus Fenster weht der Sturm die weißen Flocken.
Wer steigt empor? — Da, horch! Es klingelt an.
„Da hier... es ist schon recht.“ — Und ein Frohlocken:
Seht ihr, zu uns kommt auch der Weihnachtsmann!
Ein Kleidchen, Strümpfe, Schuhe, woll'ne Sachen, —
Und Pfeffernüsse liegen oben drauf.
Wie alles jubelt! Wie die Kinder lachen!
Und doch fällt eine Thräne still darauf. —
Und sitzt ein Menschenkind heut ganz verlassen,
Und denkt auf Erden keiner heute sein,
Er fühlt, wie ihn zwei liebe Hände fassen,
Und er ist doch nicht ganz, so ganz allein.
Das Christkind aber lächelt heut so heiter
Und trägt mit seinem stillen Kinderblick,
Von einem Haus zum andern, immer weiter,
Sein Scherflein Licht, sein Scherflein Weihnachtsglück.

Und draußen, wo die Weihnachtsglocken schallen,
Wo dicht und weiß der Schnee zu Boden fällt,
Da hörst du fromm die Himmelsworte hallen
Von Freude und der Menschen Wohlgefallen,
Und Friede, Friede ist es auf der Welt.

Carl Bude.



Fig. 1.
1. Blaumeise, 2. Haubenmeise, 3. Kohlmeise, 4. Sumpfschneise, 5. Tannenmeise.

Unsre Singvögel im Freien und in der Stube.

Von
Gustav Seick.

Mit Abbildungen nach Aquarellen von Ch. Vetter.

Was wäre der Frühling ohne Vögeljubiläum?! Die Luft ist erfüllt von Sonnenschein und Vögeltriller; dort fliegt eine Lerche trillernd nieder, dort erhebt sich eine mit erst leisem, dann stärker werdendem Gesang, und dort steht eine fast unbeweglich, dem Auge kaum sichtbar, in blauer Luft, ihren Jubelgesang hineinschmetternd in das unendliche Himmelszelt. Schon im frühesten Frühjahr ertönt der Gesang der Feldlerche und erschallt den ganzen Sommer hindurch, vom Morgen bis zum Abend, und gerade dieses verschwenderische Singen macht uns die Lerche doppelt wertvoll. Wie spärlich sind dagegen andre, zumal die besten der kleinen Sänger, mit ihren Sangesgaben!



Fig. 2. Steinmeise.

Illust. Welt, 1898, 11.

Ein bescheidener und doch herzlicher Geselle ist die Haubenlerche. Kräftiger gebaut wie die Feldlerche, macht ihr erdfarbenes Kleid sie dem Auge oft ganz unsichtbar, ein gutes Schutzmittel, sich dem Feind unbemerkt zu machen. Oft schon hörte ich ihren einfachen und doch so lieblichen Gesang ganz in der Nähe, ohne den Vogel entdecken zu können; beim Aufstiegen merkte ich dann, daß er vor mir am Grabenrand oder auf einer Ackerhölle saß; so sehr glich sein Gesieder der Erdfarbe. Er ist etwas ungestüm und doch recht zutraulich; im Winter ist die Land- und Dorfstraße so recht sein Aufenthaltsort, und tröstlich klingt sein heller Ruf oftmals an Wintertagen. Die Haubenlerche ist über ganz Deutschland verbreitet, aber während die letztere mehr das flache Land und freie Feld bevorzugt, ist die Haubenlerche auch in der Nähe größerer Städte zu finden.

Anders die Heibelerche (Fig. 4); sie lebt vorzugsweise in der Einsamkeit, und öde Bergebenen werden am



Fig. 3. Distelfink.

liebsten von ihr bewohnt. Wie die Feldlerche läßt auch sie ihr reizvolles Lied aus dem Himmelsblau erklingen, und es giebt gar tüchtige Sänger unter ihnen. In Gegenden, wo die Sperber und Falken häufig sind, da singt die Heibelerche bei Tage seltener; dafür läßt sie aber umso mehr bei Nacht ihren herrlichen Gesang von einem Baumwipfel ertönen. Wenn die Heibelerche auch wie ihre beiden vorgenannten Schwestern ein schlichtes Kleid trägt, so ist sie doch ein reizender Vogel, und ihr besonders von Kennern geschätzter Gesang, der bald in Trillern und Rollen, bald in Glockentönen erklingt, macht sie als Stubenvogel recht begehrenswert.

Hat die Heibelerche gute Pflege und einen für sie passenden Käfig, was besonders wichtig ist, so gewöhnt sie sich recht bald ein und wird mit ihrem Pfleger sehr vertraulich. Der Käfig soll nicht zu groß sein, 50 bis 60 Centimeter lang, 30 Centimeter tief, 35 Centimeter hoch, das sind passende Maße. Die Decke besteht am besten aus einem lockeren Leinentuch, damit der Vogel beim Aufstiegen sich nicht verlegen kann; in einer Ecke befindet sich ein Stäbchen zum Sitzen oder auch eine drehbare Sitzstange. Der Boden sei mit trockenem Flußsand ein Centimeter hoch bestreut und in der Mitte ein rauher, großer Kieselstein, von dem unser Sänger gern seine Liebesvorträge hält. An der linken Seite stehe ein

hölzerner kleiner Futtertrog und an der andern Seite ein Porzellangefäß für Bade- und Trunkwasser. Als Futter gebe man geriebene alte Semmel zu zwei Teilen und zu je einem Teil Mohnsamen und geriebene Möhre. — So mag denn unsre kleine Freundin viele Jahre uns durch ihren Gesang manche Stunde versüßen.

Recht liebliche und frohe Gesellen sind die Stare (Fig. 7), und wenn schon bald nach vergangener Winterszeit ihr pfeifender Ruf erschallt, so weiß man, daß der



Fig. 4. Heibelerche.

Lenz nahe ist. So dunkelfarbig ihr Kleid meist erscheint, so prächtig schillernd ist es im Frühlingssonnenschein; man weiß nicht, wo auf einmal dieses bunte Grün und Blau herkommt; ihr Herbstkleid ist wieder anders gefärbt, dann ist jede Feder mit weißer Spitze geziert, und das ganze Kleid erscheint punktiert. Der Star ist einer der nützlichsten Vögel, denn sein Appetit auf schädliches Ungeziefer ist groß. Im Garten kann sein Aufenthalt zur Kirschzeit jedoch etwas störend werden, denn ein Schwarm dieser lustigen Fresser hat in wenigen Tagen einen großen Baum ziemlich rein geplündert. In Gefangenschaft wird er seltener gehalten, doch ist er leicht zu gewöhnen, und durch seine Klugheit und sein munteres Wesen wird er sich bald viele Freunde erwerben. Es ist interessant, sein Wesen zu beobachten; seinem neugierigen Blick entgeht nichts, was um ihn vorgeht. In der Nahrung ist der Star nicht wählerisch, und könnte man ihn wohl einen Allesfresser nennen. Nicht zu vergessen ist, ihm Gelegenheit zum Baden zu geben.

Dort an dem Rasenhang steht eine prächtige Distelftaude, aus der architektonischen Blätterrosette erhebt sich stramm der Blütenstängel, der jetzt eine prächtige Samenkapsel trägt, und auf dieser Kapsel wiegt und schwebt es wie eine bunte Blüte. Ein Distelfink (Fig. 5) ist's, der sich dort seine Federbissen holt, und es ist ein gar lieblicher Anblick, dies lebhaftes Vöglein in seinem bunten Kleid zu beobachten, wie es die Samenkörner aus der stacheligen Hülle holt und an dem Schaft herumklettert. Die prächtige Färbung, das goldene Gelb auf den Flügeln, das grelle Rot mit schwarzem Kreis am Schnabel, giebt diesem Vogel ein anmutiges Aussehen. Im Käfig ist der Distelfink oder Stieglitz gut und lange zu halten; Mohnsamen dient ihm als Hauptnahrung, als Federbissen Distel-, Salat- und andre Samen.

Wir hatten in unserm Garten ein Distelfinkennest.



Fig. 5. Distelfink.

Fig. 6.
Bluthänflinge.

und als die Jungen anfangen flügge zu werden, wurde das ganze Nest mit seinem schreienden Inhalt in einen kleinen Käfig dicht an die Stäbe gesetzt und in einer Baumkrone aufgehängt. Hier besorgten die Alten treu ihre Elternpflichten, und die ganze Gesellschaft war zufrieden und vergnügt. Als die Jungen der Fütterung nicht mehr bedurften, wurden sie einzeln in Käfige gesetzt. Ich habe von dieser Brut einen Vogel — die andern wurden verschenkt — lange, lange Jahre gehalten, bis er an Altersschwäche starb. Draußen wäre ihm ein so langes Leben wohl nicht beschieden gewesen.

Meinen Distelfink hatte ich in einem Käfig inmitten eines Blumentisches stehen. Einst hörte ich ihn kläglich schreien und kam noch rechtzeitig, ihn aus den Krallen der Rabe zu retten, die ihre Pfoten durch die Drahtstäbe gesteckt und das Tierchen ergriffen hatte. Dem Vogel war nun weiter nichts geschehen, aber seitdem hat er niemals mehr gesungen, der Schreck hatte ihm die Stimme geraubt.

Was soll ich zum Lob der Nachtigall (Fig. 11) sagen? Was die Rose unter den Blumen, das ist die Nachtigall unter den Vögeln; während bei der Rose aber Farbe, Form und Duft sich vereinigen, Auge und Sinne zu berücken, ist es bei der

Nachtigall der seelenvolle Gesang allein, der ein Menschenherz wohl zu ergreifen vermag. Es ist, als ob die tiefsten menschlichen Gefühle, Liebe und Sehnsucht, Trauer und Jubel, in dem Lied der schlichten, kleinen Nachtigall zum ergreifendsten Ausdruck gelangten. — Als ich einmal nach langer Krankheit zum ersten Male wieder im Garten stand, über mir die rosigen blühenden Apfelzweige,

da ertönte aus nahem Gestrauch ein Nachtigallenlied, so wunderbar, daß mir ein heiliger Schauer durch die Seele zog. Und ein solches Lied soll uns aus engem Käfig entgegen tönen?

Wenn irgend ein Vogel, so gehört die Nachtigall ins Grüne. Doch läßt auch sie sich bei guter Pflege, und wenn sie nicht zur Paarungszeit gefangen ist, in Gefangenschaft einige Zeit gut halten.

Einer der liebsten Sänger im Garten ist mir auch der Buchfink (Fig. 9). Sein Lied ist nicht so schwärmerisch und wundervoll wie das der Nachtigall, aber es ist lustig, schelmisch und ertönt vom frühesten Frühjahr an bis in den Herbst hinein. Sein Gesang ist fast vollständig geworden, es ist ein rechtes Volkslied, das er singt, und darum hat der Volksmund ihm auch Worte verliehen. „Pitterche, Pitterche, willst du mit in't Wirtshaus geh'n?“ so singen hier die Kinder ihm nach, und ähnlich lauten die Worte aus andern Gegenden, die den lockenden Ruf nachahmen. Ein kräftiger Bursche, dieser Buch- oder Edelfink; er ist mit seinem bunten Kleid eine Zierde der Gärten. Sein Nest ist wahrhaft kunstvoll gebaut, und nur ein



Fig. 9. Buchfinken.

scharfes Auge vermag es von einem Aststumpf zu unterscheiden. In manchen Gegenden, namentlich in Gebirgen, ist der Gesang des Buchfinken besonders beliebt, und wird dieser Vogel nächst den Kanarienvögeln wohl am meisten in Käfigen gehalten. Er gewöhnt sich bald ein und ist nicht sehr anspruchsvoll. Daß in früheren Zeiten dem armen Tier die Augen mit einer glühenden Nadel geblendet wurden, um ihn zu fleißigerem Singen zu zwingen, das sollte man kaum für möglich halten, und doch, wer weiß, ob solche Grausamkeiten von Unwissenden nicht noch heute ausgeübt werden.

Es ist eine Freude, dem Wesen und Treiben der Bachstelze (Fig. 13) zuzuschauen. Das wippt und stelzt und stertelt über Stock und Stein, ein anmutiges Spiel. Und die klugen Neuglein gehen hin und her. Mit den einfachen Farben, Grau, Weiß und Schwarz, hat die Natur diesem schlanken Vogel doch ein hübsches Kleid gegeben, und obschon sein Gesang recht einfach ist, so ist der Vogel ein lieber Gast da draußen. Im Käfig dürften wir ihn mit andern Vögeln zusammen aber nicht halten, denn da ist er zänkisch und

unliebenswürdig, und es kommt ihm nicht darauf an, den schwächeren Genossen möglichst rasch das Leben zu verkürzen.

Zu einem lieben Zimmergenossen wird aber das Rotkehlchen (Fig. 8), das schon draußen unsere Zuneigung ganz gewonnen hat. Es wird so zahm und zutraulich, daß es im Zimmer frei herumfliegt und sich sogar sein Futter selbst sucht; Spinnen und Fliegen, selbst Speisereste entgehen ihm nicht.

Als Futter reiche man ihm am besten in Milch geweichte Semmel und diese wurmartig zurechtgeschnitten, hin und wieder einige Mehlwürmer, Rosinen, Weißbrot und dergleichen und nur ja reichlich Gelegenheit zum Baden. Der Käfig muß recht geräumig und mit trockenem Flußsand auf dem Boden, auf dem es sich viel aufhält, bedeckt sein.

Auch im Garten kann das Rotkehlchen recht zutraulich werden. Wir hatten ein Pärchen dort, das im Winter seinen Aufenthalt in einem unbenutzten Zimmer, in das es durch eine Fensteröffnung aus- und einfliegen konnte, suchte.

Schon häufig haben Rotkehlchen den Winter in Treibhäusern zugebracht, wo sie auch reichlich Nahrung an all dem Ungeziefer fanden und sich durch dessen Vertilgung nützlich erwiesen.

Gleiche Behandlung beansprucht das viel seltenere Blauehlchen (Fig. 5). Der Gesang desselben ist nicht so mächtig und vielseitig wie der des Rotkehlchens, auch ist es empfindlicher und hält sich weniger lange im Käfig, aber doch machen es seine Eigenschaften, sein munteres und zutrauliches Wesen zu einem lieben Genossen.

Traute Bekannte sind die Rotschwänze, und sowohl das Haus- als auch das Gartenrotschwänzchen (Fig. 12) machen sich durch ihr munteres Wesen sehr beliebt. Das Hausrotschwänzchen baut sein Nest gern in der Nähe von Menschen; wir hatten in unserer Laube eine junge Brut, deren Nest sich in Augenhöhe an der Wand auf einer Pflanzkonsole befand, und unter dem niedrigen Verandadach einer vielbesuchten Gastwirtschaft baute ein Pärchen sein Nest, brütete und zog die Jungen auf, unbekümmert um Lärmen und Lampenlicht. Die Rotschwänzen lassen sich sogar im Freien zähmen, nehmen die Lederbissen vom Tisch und bald gar aus der Hand, sie eilen auf den Ruf ihrer Beschützer herbei, um sich einen kostbaren Mehlwurm oder eine schmackhafte Fliege zu holen. Das Gartenrotschwänzchen baut sein Nest in Baumhöhlen und hält sich meist auf Bäumen auf; sein Gesang ist etwas melodischer als der des Hausrotschwänzchens, und es wird auch häufiger in Käfigen gehalten als dieses.

Zu den schönsten Finkenarten gehört der Bluthänfling (Fig. 6); sein prachtvolles Federkleid (Vorderkopf blutrot, Hals und Nacken grau, Rücken rotbraun,

Fig. 8.
Rotkehlchen.

Fig. 7. Sternchen.

Fig. 10.
Wacholderdrossel.

Brust blutrot, der übrige Teil weiß und hellbräunlich), sowie sein lieblicher Gesang machen ihn zu einem der beliebtesten Stubenvögel. Allerlei Sämereien dienen ihm zur Nahrung; ich habe einen solchen Vogel bei Mohn- und Kanariensamen lange Jahre gehalten; sein stiller, träumerischer Gesang war mir besonders lieb.

Der Grünhänfling (Fig. 16) ist ebenfalls als Zimmervogel recht geeignet, obschon sein Gesang wenig Anziehendes hat, doch klingen seine Lock- und Zärtlichkeitsrufe recht anmutig. Sein Futter seien Hanf-, Rüß- und sonstige ölhaltige Samen.

Als letzten der Finken, die wir heute besprechen

lieben Gefellen im Obstgarten. Was würden wohl unfre Obstbäume ohne diese fleißigen Gehilfen sein?! Darum wollen wir die Meisen im Garten lassen; dahin gehören sie wie kein anderer Vogel. Wo ein Lärchen, ein kleines Gespinnst, ein Raupennest ist, sie finden's, und alle Schlupfwinkel hinter Rinde und Dornen werden aufgesunden, und das ist besonders im Winter von großer Wichtigkeit, wenn's mit dem Vogel-leben da draußen

schlecht bestellt ist. Was ist das eine Wonne, dem Treiben dieser lustigen Vögel zuzuschauen, ihre Turnkunst zu bewundern, wenn sie kopfsunken an den schwanken Zweigen hängen!

Und welch anziehendes Schauspiel, wenn im Winter die munteren Kletterer an dem Bindsaden hängen, an den wir fürsorglich ein Stückchen Speck gebunden, wenn sie an diesem Federbüßchen herumspitzen und dabei ihren melodischen, wenn auch einfachen Dankesruf ertönen lassen.

Unser reizendes Bild (Fig. 1) führt uns unfre verbreitetsten Meisenarten vor. Am bekanntesten von diesen ist die Kohlmeise; sie ist es, die wohl überall in den Gärten und Wäldern zu finden ist. Ihr munteres Wesen, ihr Guck- und Turnen durch Zweige und Dornen macht sie dem Natur- und Gartenfreund recht lieb und wert. Etwas kleiner und zierlicher, auch lebhafter gefärbt ist die Blaumeise, die wir auch hin und wieder im Garten sehen. Sie nistet wie auch die Kohlmeise in Asthöhlen; wir müssen Sorge tragen, daß für sie stets Nistgelegenheit vorhanden ist. Wieder etwas kleiner wie die Blaumeise ist die Tannenmeise, deren Aufenthaltsort der



erquickendes, der Gesang der Schwarzamsel (Fig. 17), und es ist wohl erklärlich, daß wir diesen Vogel viel in der Gefangenschaft sehen. Wie klingt aber sein Lied so farblos, wenn es aus engem Käfig zwischen haushohen Stadtmauern ertönt! Trotzdem ist die Schwarzamsel in den Gartenanlagen der Großstadt fast noch häufiger zu finden wie im Wald, und sie zeigt da ein ganz freies Wesen, unbekümmert um das Getriebe und Gekas der Menschen. In ihrem schwarzen, glänzenden Kleid, mit dem goldgelben Schnabel und dem schlanken Körperbau sieht die Schwarzamsel recht vornehm aus, und ihre stinken, knappen Bewegungen passen so recht zu ihrem Keußern. In der Gefangenschaft liebt sie einen geräumigen Käfig und während der warmen Jahreszeit stets Aufenthalt im Freien. Groß ist die Zahl der zu den Amseln und Drosseln zählenden Arten, und ist wohl die Wacholderdrossel (Fig. 10) oder der Krametsvogel der von allen am meisten bekannte.

Fig. 14.

1. Sängergraßmücke.
2. Weibchen derselben.
3. Rönchgraßmücke.
4. Zaungraßmücke.
5. Dorngraßmücke.
6. Gartengraßmücke.



Fig. 11. Nachtigall.

wollen, nenne ich den Zeisig (Fig. 19). Ein munterer, flinker Vogel, der mit seinem schönen

gelbgrauen Gefieder an einen verwilderten Kanarienvogel erinnert. Wir sehen ihn meist in großer Gesellschaft, und gegen den Winter find's manchmal ganze Schwärme, die in die Nähe der Dörfer ziehen. Seiner Gelehrigkeit wegen wird er als Stubenvogel gern gehalten, und wer Freude daran hat, einen Vogel allerlei Kunststücke zu lehren, der mag sich einen Zeisig halten.

Gelehriger allerdings ist noch der Dompfaff (Fig. 18) oder Gimpel. Dieser wunderschöne Vogel ist in manchen Gegenden häufiger, in manchen, zumal solchen mit kleineren Wäldern, wenig zu finden. Er kann wohl als Hauptzierde einer Vogelstube gelten und erfreut durch sein nicht nur gelehriges, sondern auch zutrauliches und anhängliches Wesen.

Tummeln sich dort ein paar kleine Papageien in den Fichten und Kiefern herum? Nein — es ist der Fichtenzkreuzschnabel (Fig. 15); mit seinem dicken Schnabel und bunten Kleid hat er Aehnlichkeit mit diesen Tropenvögeln. Als Zimmervogel ist er wohl zu empfehlen; er ist lebenswüthig, zutraulich und zeigt zu seinem Pfleger große Anhänglichkeit und Liebe. Die Sämereien der Waldbäume, zumal der Tannenarten, sind seine Nahrung.

Wie hübsch es dort so bunt mit „Sitt! Sitt!“ durch das Gezweig! Das sind unfre Meisen, diese



Fig. 13. Graue Bachstelze.

Tannenwald oder reich mit Tannen bestandene Park ist. Auch sie geht dem schädlichen Gezeier recht zu Leibe, und wir können sie beobachten, wie sie, wie die Kohlmeise, überall an den Bäumen herumklettert, turnt, pickt und hackt. Auch in den Nadelwäldern, aber seltener, hält sich die Haubenmeise auf; es sieht dieser mit dem leeren Federbüsch gezierte Vogel recht possierlich aus, zumal seine Bewegungen flink und anmutig und sein Wesen recht neugierig ist. Wenn wir aber in dem Weiden- und Erlengebüsch die Sumpfmeise erblicken, so sagen wir: das ist doch noch der lustigste aus dem ganzen Quintett. Ob im Sommer, in der Fülle von allerlei uns so unliebsamem Getier, ob im Winter, bei magerer Kost, immer ist dieser fröhliche Vogel voller Humor und guter Dinge.

Im Wald hat die große Vogelkantate zur Lenzeszeit begonnen; bis jetzt war sie noch nicht ganz vollständig, aber nun die Amsel die Orgelbegleitung übernommen hat, lauschen wir mit Andacht der hehren Frühlingsfeier. Er hat etwas Herz-



Fig. 12. Gartenrotschwanzchen.



Fig. 15. Fichtenzkreuzschnabel.



Fig. 16. Grünhänflinge.

recht gut im Käfig zu halten; sie lieben es, in Gesellschaft zu leben, und sollten darum immer mehrere zusammen gehalten werden.

Nun zum Schluß wollen wir einer hochberühmten Sängersfamilie gedenken: der Grasmücken (Fig. 14). Unter diesen ist die Mönchgrasmücke, das Schwarzköpfchen oder Schwarzplättchen, wieder der beste Sänger; ihr wundervolles Lied kommt dem der Nachtigall wohl am nächsten. Als Stubensänger ist sie sogar der Nachtigall vorzuziehen. Sie wird sehr zahm und läßt sich viele Jahre halten. Welch stilles Leben bringen die Zaun-, Dorn- und Gartengrasmücken in den Garten, der zarte Gesang ist köstlich anzuhören. Und das huscht und kost in den Zweigen, denn auf dem Boden finden wir die Grasmücken selten, und in den dichtesten



Fig. 17. Amsel.

zwar die Freiheit abgeht, dafür aber auch Nahrungsorgen und allerlei sonstige Leibesnot. Es ist nicht jedem Freund der Vögel Zeit und Gelegenheit gegeben, sich ihrer in der Natur zu erfreuen, und dann gewährt der Verkehr mit den gefangenen Pfleglingen und die Beobachtung derselben einen großen und reinen Genuß.

Leider werden durch die Vogelfsteller viele, ach gar so viele Singvögel zu Grunde gerichtet, denn es ist nicht gleich, wann die Vögel gefangen werden, und wie ihre Behandlung gleich nach der Gefangennehmung ist. Während der Zeit des Liebeswerbens und während der Brutzeit Vögel zu fangen, ist nicht nur grausam, sondern auch zwecklos, denn diese sterben fast alle an gebrochenem Herzen, wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf. Ueberhaupt sollte junge Vögel aus dem Nest nur nehmen, wer Zeit und Verständnis hat, die schwierige Aufzucht durchzuführen, sonst geht die Brut doch ein. Auch das Fangen in grimmiger Winterkälte bedingt eine vorsichtige Behandlung der gefangenen Vögel, sollen diese nicht in kürzester Zeit sterben. Ferner ist es nicht gleich, welche Vogelart im Käfig gehalten wird: eine ist recht widerstandsfähig und anspruchslos,



Fig. 18. Domesaff.

während die andre die größte Sorgfalt und genaue Beobachtung ihrer Lebensgewohnheiten erheischt.

Das möchte ich noch zum Schluß über das Halten der Singvögel in der Gefangenschaft sagen: Sorgfältige Pflege, reichlich Wasser, manchmal etwas Grünes, wie Kreuzkraut, Vogelmiere, Salat und so weiter, größte Reinlichkeit — das sind unerlässliche Voraussetzungen ihres Gedeihens!

In unsern Weihnachtsbildern.

(Farbige Kunstbeilage, Bilder S. 249, 252, 253, 265, 268 u. 269.)

Der Dezember ist ins Land gekommen. Der Winter hat seine rauhe Herrschaft angetreten. Alle Kraft des Naturlebens schlummert unter der Eisesdecke, mit der der Frost die Erde in Bande geschlagen hat. Das ist der echte deutsche Winter, den die wärmebedürftenden Südländer zu allen Zeiten mit den Farben des Schreckens und Grauens ausgemalt haben.

Haben sie recht damit?

Wohl preisen auch unsre Dichter den Mai als den Wonnemonat; er ist die Zeit der frisch aufquellenden Naturkraft, des Blütenflors in Berg und Thal, des Vogelstangs auf allen Zweigen. Die Maienherlichkeit spricht zu unsern Sinnen mit lodendem Zauber.

Aber scheltet mir darum nicht unsern guten, ehrlichen deutschen Winter. Was er mit der einen Hand nimmt, das giebt er mit der andern reichlich wieder. Gar nicht zu sprechen von den geselligen Freuden der langen Abende und Nächte — seht doch das junge Pärchen unsern Titelbildes an, wie ihm die reinste Wonne aus

Dornenhecken ist ihnen am wohlsten. Die Sängergasmücke dürfen wir schon zu den selteneren Arten rechnen, die wir in Deutschland haben.

Das Schönste aber bleibt immer auch für unsre Stubenvögel das Leben in voller Freiheit der Natur. Aber es hat doch auch seine Berechtigung, daß die Singvögel in Käfigen gehalten und dem Menschen liebe Genossen werden; wird ihnen eine aufmerksame Pflege und Behandlung zu teil, so fühlen sie sich recht wohl in ihrer Behausung, wo ihnen

Fig. 19. Zeiwig.
(Männchen und Weibchen).

den Augen strahlt, die Freude an der Uebung der Kraft, an der körperlichen Anstrengung. Es giebt kein anmutigeres Bild, als gewandten Schlittschuhläufern zuzuschauen. Wie mühelos gleiten sie über die glatte Fläche dahin. Die frische Luft färbt die blasseste Wange mit dem rötlichen Schimmer der Gesundheit, Scherz und Lachen sind bereit, bei jeder Anregung hervorzuspringen.

Aber nicht nur diese Winterfreuden bietet der Dezember. Ist er ja doch der Christmonat, der jung und alt in leise Spannung versetzt, in dem die blaue Zauberblume des deutschen Gemüts auf das herrlichste erblüht. Und ganz besonders für die glückliche Kinderwelt hat der Jahreslauf eine märchenhafte Zeit gebracht. Schon bei Anfang des Monats hat der heilige Nikolaus seinen Besuch für den Abend angekündigt: er will sich erkundigen, ob die Kinder brav gewesen sind. Welche Spannung den ganzen, langen Tag! Endlich ist es Abend geworden, das Licht ist angezündet, ängstlich harret die kleine Schar. Da trappelt ein schwerer Tritt auf der Treppe, die Thür öffnet sich, und herein tritt der Gefürchtete, in der linken Hand die Rute, um die bösen Kinder zu züchtigen, über der Schulter den Sack mit den vergoldeten Äpfeln und Nüssen, dem Lohn der braven. Der kleine Junge, der auf dem Boden sitzt, lauscht weinend und schreiend der ernststen Standrede, die ihm der heilige Nikolaus hält, weil er seine Schüssel zerbrochen hat; er versieht sich nichts Gutes und hält furchtbar die schuldige Hand hinter den Rücken. In heißer Reue giebt er das Versprechen, dem guten Beispiel seiner älteren Geschwister folgen zu wollen, die schon um die willkommenen Gaben bitten. Dann wird auch bald das gestrenge Antlitz des heiligen Nikolas sich in freundliche Falten legen, der Sack wird ihm von der Schulter fallen und die Äpfel und Nüsse lustig durch die Stube rollen.

Ah, wie langsam verfließen doch dem noch mit kürzerem Zeitmaß messenden Kindesalter die kurzen

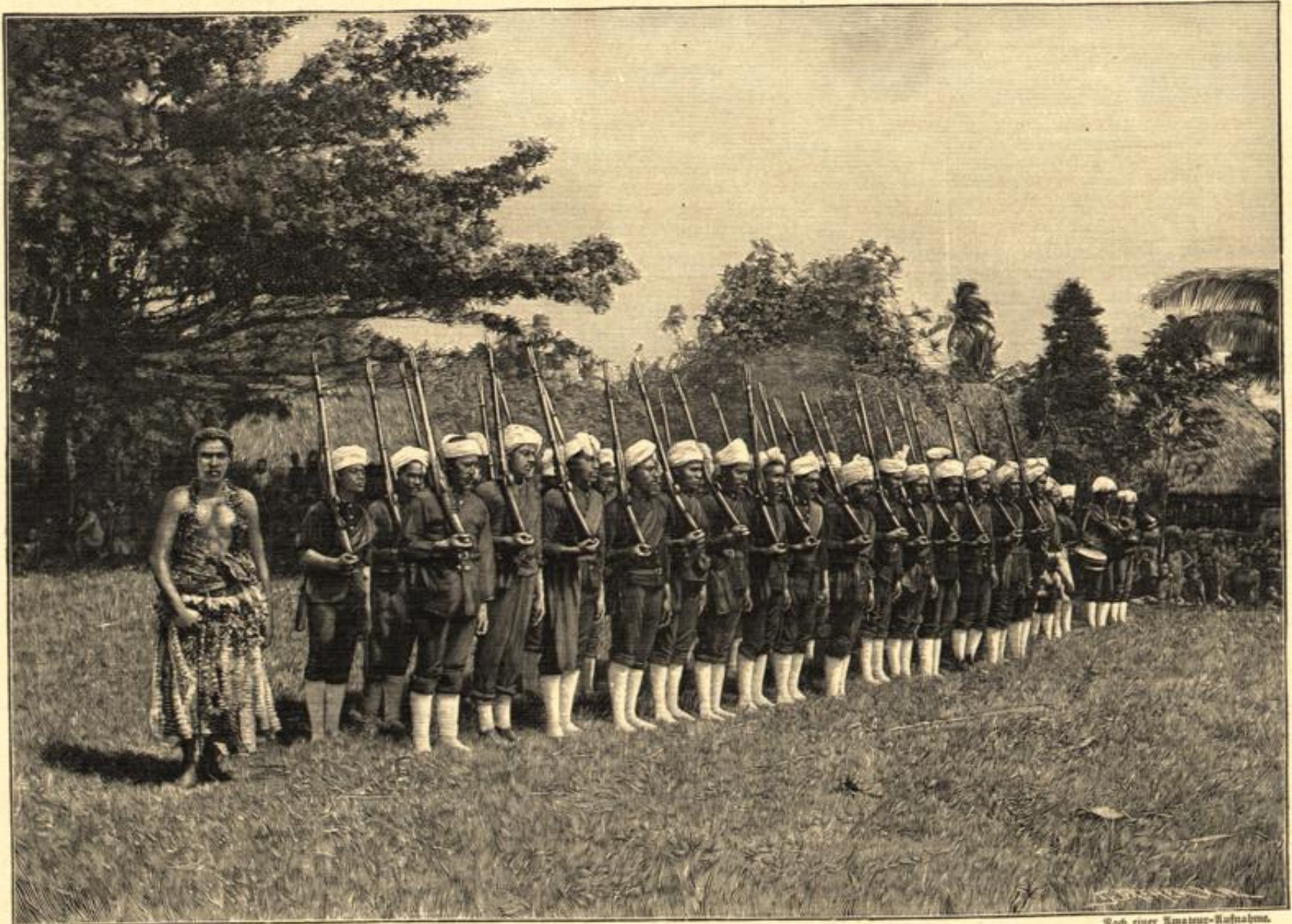


Fig. 20. Singdrossel.



Tauschhandel mit den Eingeborenen von „Lord-Howe“.

Nach einer Amateur-Aufnahme.



Leibwache des Königs Malietoa von Apia.

Nach einer Amateur-Aufnahme.

E. M. Kreuzer „Vuffard“ in der Südsee.

Tage und die langen Nächte bis Weihnachten, in seliger, ahnender Erwartung des großen Ereignisses! Und wenn der tiefe, feste Schlaf, um den wir Älteren die Kinder fast beneiden, sich auf die Augen unserer Lieb-linge herniedergelassen hat, so spinnt ihre rege Phantasie die Fäden fort; im Weihnachtsstraum erscheint ihnen der gültige Engel, der ihnen alle ihre Wünsche erfüllt, der dem Knaben den heißersehnten kriegerischen Schmuck des blanken Helms und des klirrenden Säbels mitbringt — und die Schar der kleinen Engellein schleppt herbei das Wiegenpferd, die Bilderbücher, und was sich nur denken läßt, und schmückt den Weihnachtsbaum mit strahlenden Lichtern.

Und endlich ist sie herangekommen, die fröhliche, selige Weihnachtszeit — die Nacht, da unser Herr geboren ward in dem Stall zu Bethlehem, die Nacht, da der Himmel sich öffnete, und die Engelschöre sangen: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“ Es ist eine schöne Sitte, die unser Bild zeigt: die Pflege der Hausmusik. In den Tagen unserer Großväter war sie etwas Selbstverständliches in allen gebildeten Familien des Mittelstandes. Sie ist es heute leider nicht mehr, aber doch heimelt uns das Bild an, wie das wohlgeschulte Quartett von Frauenstimmen die alte Motette anstimmt: „O du fröhliche, o du selige Weihnachtszeit!“

Dagegen führt uns auf die Höhen der Gesellschaft das große Doppelbild „Unter dem Weihnachtsbaum“. Es ist eine weitverzweigte Familie, die das Fest vereinigt hat bei dem würdevollen Großvater, der noch immer stattlichen Großmutter, Töchter und Söhne, Enkel und Enkelinnen, und Nachbarn — denn weitestgehende Gastfreundschaft gilt da als unerlässliche Pflicht der Vornehmheit. Da strahlt der Weihnachtsbaum, mit allen Gaben reich behängt, im Glanz elektrischer Lämpchen, aber noch glänzender strahlen die Augen der Kinder. Denn ob vornehm oder gering, ob reich oder arm, die kindliche Freude äußert sich ja glücklicherweise im Palast und in der Hütte in gleicher Weise. Und scheint es nicht, als ob das junge Paar im Vordergrund, das seine Aufmerksamkeit so ganz auf sich selbst konzentriert, unter dem Weihnachtsbaum ein ganz besonderes Geschenk finden wird? Wenn nicht alle Zeichen trügen, so sind die zwei schon längst einig geworden — und wenn die Kinder zu Bett geschickt sind, so wird ihre Verlobung unter dem Weihnachtsbaum förmlich und feierlich verkündigt werden. Es ist bei aller inneren Vertrautheit doch ein etwas beengendes Gefühl, so ein Verlobungsstuh öffentlich vor allen Zuschauern, und da wird denn auch bei der Hauptsache der große Fächer als eine Art Deckschirm vorhalten müssen. Verlobungen unter dem brennenden Weihnachtsbaum gelten als besonders glückverheißend — was wir unseren jungen Leserinnen vorkommenden Falls zu bedenken geben möchten! Glück auf im voraus!

Nun, das Leben kann ja nicht allen Menschen so leicht werden wie diesen Bevorzugten aus den „oberen Zehntausend“, die es sich im Schoß des Reichtums nach den verfeinertsten Gesichtspunkten des Geschmacks einrichten können. Wie die unverfälschte Herzensfreude am Weihnachtsfest auch unter den ungünstigsten Verhältnissen sich Ausdruck geben kann, zeigt unser Bild „Weihnachten auf Wache“. Oder giebt es einen größeren Unterschied als den zwischen dem Salon und der Wachtstube? Dort das elektrische Licht, hier die stets qualmende Hängelampe, dort an den Wänden die erlesensten Kunstwerke, hier nur der Niederschlag der Tabakspfeifen, dort polierte und teppichbehangene Mahagonitische, hier der mehr massive als schöne Holztisch, der beim Kartenspiel die kräftigsten Faustschläge aushalten muß. Aber selbst in diesem unwohligen Aufenthalt verbreitet das brennende Bäumchen einen Schimmer des Behagens; es zeigt sich uns in dem Schmunzeln der zwei Abgelösten, die aus dem Schneesturm draußen in die warme Stube treten; ihr Blick leuchtet auf, denn er fällt auf das ledere Extragericht, das der Vater der Compagnie gespendet hat zur Verfühlung der unerbittlichen Notwendigkeit des Dienstes, auf den rauchenden Schinken und die Würste, die der Gefreite im Hintergrunde austrägt. Und selbst mit dem Mangel der schöneren Hälfte des Menschen-geschlechts — sonst so unentbehrlich für die Mars-jöhne — weiß sich die unverwundlich gute Laune unserer braven Soldaten abzufinden; statt der schmetternden Blechmusik des Tanzbodens widmet sich ein musikalischer Krieger der Aufgabe, mit der Mundharmonika einen Dreher oder Popier zu markieren. Sofort fassen sich zwei stramme Krieger unter und drehen sich seelenvergnügt im engen Raume — sie haben noch zwei lange Stunden Zeit, bis sie hinaus müssen in die eisige Winternacht. Nur einer ist nicht ganz dem Augenblick hingegeben, der Soldat am Tisch im Vordergrund: er weilt in Gedanken in dem Heimatdorf droben im Schwarzwald. Vor ihm liegt das Bild der Braut, mit der er bei dem letzten Urlaub sich auf das Leben zusammengefunden hat. Jetzt freilich sieht auch sein Dorf anders aus als im Glanze des Herbstes; der Winter zeigt sich im Gebirge nicht immer von der

angenehmsten Seite. Im Schnee begraben sind die Wälder, daß oft nur mehr die Gipfel der Bäume heraus schauen, Schnee lastet auf den Holzbächern, als wollte er sie niederdrücken, und wen das richtige Schneien gerade unterwegs trifft, der muß auf Weg und Steg gut Bescheid wissen, um sie aus der weißen Fläche noch heraus zu kennen. Aber trotz aller Mühe läßt es sich der rechte Bauer nicht nehmen, bei jedem Wetter den gewohnten Kirchgang zu machen, und ein unerlässliches Stück seiner Weihnachtsfeier ist die Christmette (nachts um zwölf Uhr). Von weit und breit aus dem ganzen Thal ruft sie der feierliche Klang der Glocken zusammen, wie unser Bild „Christmette im Schwarzwald“ zeigt. Unentbehrlich ist die Laterne bei dem oft weiten Gang durch den verschneiten Wald, aber nur die reichsten Bäuerinnen leisten sich den Luxus des gewaltigen roten Regenschirms, schüttelt nur pustend seinen breitrandigen Hut ab, wenn er zu schwer geworden ist vom fallenden Schnee. Das rauhe, mühselige Leben im Gebirg hat auch die Herzen rauh und stark gemacht. Der Rührung sind sie minder zugänglich als die in der Stadt. Aber heute ist der Tag, da auch über sie eine weiche Stimmung kommt, wenn in der mitternächtigen Kirche die Orgel einsetzt, und der Choral ertönt: „Heute ist uns ein Kindlein geboren, ein Reis von Bethlehem — Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden!“ — h.

S. M. Kreuzer „Bussard“ in der Südsee.

(Bilder S. 261.)

Unter Blatt hat bekanntlich in der deutschen Marine viele Freunde. Einer derselben hat uns von der jüngsten Reise des „Bussard“ — er ist Kreuzer vierter Klasse und Stationschiff in den australischen Gewässern — zwei ansprechende eigne Aufnahmen zur Verfügung gestellt. Das erste Bild spielt in der Nähe der Lord-Howe-Insel. Wir sehen die Längsseite des „Bussard“; die Räume der Eingeborenen sind nahe herangefahren, es entwickelt sich der Tauschhandel, wie er bei den noch wenig kultivierten Südsee-Inulanen noch immer im Schwange ist; für Kokosnüsse, Muscheln, Hüfner und so weiter möchten sie Tabak, Messer, Pfeifen haben. Das Stangenwerk an der einen Seite der Röhre sind die sogenannten Ausleger, die vor dem Umschlagen schützen, bei der Schmalheit dieser Röhre ein sehr sinnreicher Befehl. Die Ausleger unserer Wälder sind freilich etwas primitiv; anderwärts in der Südsee bauen die Eingeborenen sich größere Fahrzeuge, und dann sind auch die Ausleger kunstvoller konstruiert. Der Schwimmbalken muß im Verhältnis zur Größe des Rahmes stehen; an Stelle der Verbindungslatten treten dann stärkere Bretter. Das Ganze sieht von oben einer Fährre ähnlich.

Das andre Bild führt uns nach Apia, dem wichtigsten Hafen der Samoa-Gruppe, und zeigt die Lebewache des „Königs“ Malietoa. Sie stellt sich recht flott dar in ihrer dunkeln Uniform und dem weißen Turban, seltsam ist nur, wie sie das Gewehr auf der Schulter haben, nämlich verkehrt. Die eigentliche „Landestracht“ zeigt der Mann am rechten Flügel, dessen Oberkörper unbedeckt ist. Der Menschenschlag auf Samoa wird als schon gebaut geschildert; er gehört zu den hellfarbigen Rassen der Südsee. Samoa ist bekanntlich ein Schmerzenskind der deutschen Kolonialpolitik, seit der deutsche Reichstag 1880 die Ausrückung der deutschen Schutzhoheit abgelehnt hatte; es besteht dort die „Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft“. Die Verletzung der deutschen Interessen durch innere Wirren führte Dezember 1888 zum Eingreifen zweier deutschen Kriegsschiffe. Im März 1889 hat dann im Hafen von Apia der Sturm zwei Schiffe unserer Flotte vernichtet. Die Berliner „Samoa-Konferenz“ hat 14. Juni 1889 die Inselgruppe für unabhängig und neutral erklärt.

Prinzessin Aline.

Von

Richard Harding Davis.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Amerikanischen von A. S. Daniel. *)

(Fortsetzung.)

Der Orient-Expresszug, in welchem Carlton und die Herrin seines Herzens und seiner Gedanken der Ferne zuweilen, bestand aus sechs Wagen, einem Restaurationswagen mit Rauchabteilung und fünf Schlafwagen mit dem für den Herzog und sein Gefolge reservierten. Die Waggons waren leicht gebaut und schwankten infolgedessen sehr; dazu drang der durch die rasende Eile des Zuges aufgewirbelte Staub durch die Ritzen und offenen Fenster und bedeckte die Reisenden mit einer feinen und unangenehmen Staub- und Rußschicht. Es war nur ein Kellner für die zweiundzwanzig Personen da. Er sprach acht Sprachen und schlief niemals; aber da seine Dienste zu gleicher Zeit von verschiedenen Passagieren in ebenso vielen verschiedenen Wagen verlangt wurden, befriedigte er niemand, und der Beschwerdelasten im Rauchcoupé war deshalb schon bis zur Einwurfsapalte gefüllt, noch ehe man die französische Grenze überschritten hatte.

*) Copyright, 1895, by Harper & Brothers, New York.

Carlton und Fräulein Morris setzten sich auf einen Kasten, der auf der Plattform stand. „Es ist nicht so behaglich hier wie in einem unserer Aussichtswagen“, sagte Carlton, „aber es ist ebenso geräuschvoll.“ Er machte sie von Zeit zu Zeit auf die Bauern aufmerksam, welche trockene Zweige aufstapeln, und auf die Gendarmen in blauen Blusen, welche die Wälder und die sie umgebenden Zäune bewachten. Nichts darf in diesem Land verschwendet werden“, sagte er. „Es sieht aus, als ob es jeden Monat mit einer Grassmäähmaschine und einem Gartenmesser bearbeitet würde. Ich glaube, sie numerieren ihre Bäume wie wir unsere Häuser.“

„Und haben Sie die großen, grassbewachsenen Festungswerke bemerkt?“ fragte sie. „Wir sind an so vielen vorbeigekommen.“

Carlton nickte.

„Haben Sie auch beobachtet, daß sie alle nach derselben Seite gerichtet sind?“

Er lachte und nickte wieder. „Nach Deutschland“, sagte er.

Am nächsten Morgen hatten sie die hohen Pappeln und weißen Straßen hinter sich gelassen und fuhr durch eine Gegend voll niedriger, glänzender, schwarzer Schornsteine mit metallenen Spitzen. Das Land war hügelig; von den Gipfeln der Berge blickten alte befestigte Schlösser auf die Ziegeldächer der Dörfer an ihrem Fuß.

„Wie militärisch alles ist“, bemerkte Frau Downs. „Selbst die Männer in den abgelegenen kleinen Bahnhöfen mitten im Wald tragen Uniform, und haben sie wohl gesehen, wie jeder seine rote Fahne aufrollt, sie wie ein Schwert emporhält und den vorbeifahrenden Zug begrüßt?“

Sie verbrachten die Stunde, während welcher der Zug in Wien von einem Bahnhof zum andern übergeführt wurde, mit einer Spazierfahrt im offenen Wagen. Sie hielten ein paar Augenblicke vor einem Lokal still, um Bier zu trinken und festen Boden unter den Füßen zu fühlen. Dann lehrten sie zu ihrem Zug mit dem Gefühl zurück, als kämen sie nach Hause. — Sie fuhr nun durch weite Steppen, die mit hohem, dichtem Gras bedeckt und stellenweise von kleinen Seen zerbrochenen Eises überflutet waren. Langhörnige Kinder standen bis zu den Knien im Gras, und an den Stationen sah man Leute mit Schaffeljaden und mit silbernen Knöpfen an den Westen. An einem Ort wartete ein Hochzeitszug auf das Vorüberfahren des Zuges. Die Freunde der Braut und des Bräutigams waren im Sonntagsstaat; die Frauen trugen silberbesezte Brustlätze und Kniestiefel. Es schien den Reisenden fast unmöglich, daß sie vor nur zwei Tagen in den Champs-Elysées einen andern Hochzeitszug gesehen hatten, in welchem die Männer im Gesellschaftsanzug und die Frauen mit Blumen im Haar und mit langen Schleppen erschienen waren. In achtundvierzig Stunden waren sie durch Republiken, Fürstentümer, Kaiser- und Königreiche geeilt, hatten sie den Uebergang vom Frühling zum Winter gemacht. Es war ihnen, als durchwanderten sie schnell ein gemaltes Panorama von Europa.

Am zweiten Abend ging Carlton allein in das Rauchcoupé. Der Herzog von Hohenwald und zwei seiner Begleiter hatten gerade ihr spätes Abendessen beendet und saßen in der angrenzenden Abteilung. Der Herzog war ein junger Mann mit einem großen Vollbart; er trug ein Vincenez. Er blätterte in einem illustrierten Katalog des „Salon“, und als Carlton sich auf einen Sitz ihm gegenüber niederließ, hob er den Kopf und sah ihn neugierig an; dann schlug er mehrere Seiten des Katalogs um, studierte eine derselben und blickte dann wieder Carlton an, als vergliche er ihn mit etwas auf der Seite vor ihm. Carlton sah anscheinend aus dem Fenster, aber er konnte verfolgen, was vorging, da die Fensterscheibe ihm als Spiegel diente. Er sah, wie der Herzog den Katalog einem seiner Begleiter gab, der die Augenbrauen zusammenzog und beistimmend nickte. Carlton wußte nicht, was das bedeuten sollte, bis er sich plötzlich erinnerte, daß im „Salon“ sein Bild von einem französischen Maler ausgestellt war, und er vermutete, es sei im Katalog abgebildet. Wenigstens konnte er keine andre Erklärung für das Interesse finden, welches die beiden Männer an ihm nahmen. Am nächsten Morgen beauftragte er Nolan, an der ersten Haltestelle einen Katalog zu kaufen, und er fand, daß er richtig vermutet hatte: sein Bild war darin, sein Name stand darunter.

„So, jetzt wissen sie wenigstens, wer ich bin“, sagte er zu Fräulein Morris, „wenn sie mich auch noch nicht kennen. Die Ehre steht ihnen noch bevor.“

„Ich wünschte, sie schlössen sich nicht so ab“, entgegnete das junge Mädchen. „Ich möchte sie so gern sehen. Können wir nicht auf der nächsten Station auf dem Perron auf und ab gehen? Vielleicht steht sie am Fenster.“

„Gern“, antwortete Carlton. „Sie hätten sie schon in Budapest sehen können, wenn Sie mir das nur gesagt hätten; sie ging dort auf und ab. Wenn der

Zug wieder hält, wollen wir ein wenig hin und her schlendern und unsre Augen an ihr berauschen."

Indessen sollte Fräulein Morris ihren Wunsch ohne jede Anstrengung ihrerseits erfüllt sehen. Die Hohenwalder speisten im Restaurationswagen, nachdem die andern Reisenden diniert hatten, und waren deshalb nur sichtbar, wenn sie an der Thür der andern Waggon vorübergingen. Aber an diesem Morgen setzten sich die drei Prinzessinnen, statt sich nach dem Essen in ihren Waggon zurückzuziehen, in der nebenan liegenden Abteilung nieder. Die Herren zündeten ihre Zigarren an und standen oder saßen im Kreise um sie her.

"Ich möchte wissen, wie lange sie es aushalten, daß drei Herren in einem dieser Kasten rauchen, die sie Coupés nennen," meinte Frau Downs. Sie sah zwischen ihrer Nichte und Carlton, den Hohenwalder gerade gegenüber und ihnen so nahe, daß sie flüstern mußte. Um dies zu vermeiden, bat Fräulein Morris Carlton um einen Bleistift und kritzelte etwas auf das Titelblatt der Novelle, welche sie auf dem Schoß hielt. Dann gab sie ihm beides und fragte nun laut: "Haben Sie dies gelesen? Es ist eine so hübsche Widmung." Die Widmung lautete: "Welches ist Aline?" Carlton nahm den Bleistift, entwarf eine flüchtige Skizze von ihr auf dem weißen Blatt und schrieb darunter: "Das ist sie. Wundern Sie sich, daß ich viertausend Meilen gereist bin, um sie zu sehen?"

Sie nahm das Buch zurück, sah auf die Skizze, dann auf die drei Prinzessinnen und nickte mit dem Kopf. "Es ist sehr schön," sagte sie laut, auf die vorüberfliegende Landschaft blickend.

"Nun, nicht gerade schön," antwortete Carlton, die Hügel mit kritischen Blicken musternd, "aber jedenfalls sehr anmutig. Es ist wert, daß man weit darum reist, und ich glaube, man kann es sehr lieb gewinnen."

Fräulein Morris riß das Titelblatt aus dem Buch und legte es zwischen die Seiten desselben. "Darf ich es behalten?" fragte sie.

Er nickte.

"Und wollen Sie Ihren Namen darunter setzen?" fuhr sie lächelnd fort.

Er zuckte die Achseln und lachte. "Wenn Sie es wünschen," antwortete er.

Die Prinzessin trug wie ihre Schwestern ein grauwollenes Reisefleid und einen grauen Tirolerhut. Sie saß zurückgelehnt und sprach mit dem englischen Offizier, der sie begleitete. Sie lachte. Carlton dachte bei sich, er habe niemals ein weibliches Wesen gesehen, das so allen feinen Reigungen entsprochen habe. Sie schien so unbefangen, so frisch und dabei so anmutig, so leicht unterhalten — und trotzdem, wenn ihre Augen sich auf die wunderbar melancholische Landschaft richteten, so ganz ergriffen von ihrer trüben Schönheit. Der Engländer beugte den Kopf zu ihr nieder, und unter dem Vorwand, an seinem Schnurrbart zu ziehen, bedeckte er seinen Mund, während er mit ihr sprach. Als er geendet hatte, blickte er zur Decke empor, und sie hielt ihre Augen fest auf den Gegenstand gerichtet, welchen sie während seiner Rede angesehen hatte. Nach einer Anstandspause wandte sie ihren Blick, wie Carlton vorausgesehen, auf ihn.

Er hat ihr gesagt, wer ich bin, dachte er, und hat ihr von dem Bild im Katalog erzählt.

Einige Augenblicke später drehte sie sich nach ihrer Schwester um und sprach mit ihr, während sie sie auf einen Punkt in der Landschaft aufmerksam machte. Dieselbe Bewegung wurde mit der andern Schwester wiederholt.

"Haben Sie bemerkt, wie jene Damen von Ihnen sprachen, Herr Carlton?" fragte Fräulein Morris, nachdem sie das Coupé verlassen hatten.

Carlton meinte, es habe so ausgesehen.

"Natürlich war es so!" sagte Fräulein Morris. Jener Engländer erzählte Prinzessin Aline etwas von Ihnen, die sagte es Ihrer Schwester, und diese wiederholte es der ältesten. Es wäre doch hübsch, wenn sie ihres Vaters Interesse für die Malerei geerbt hätten, nicht wahr?"

"Ich für meine Person wünschte, es verwandelte sich in Interesse für Maler," erwiderte der junge Mann.

Fräulein Morris entdeckte nach der Rückkehr in ihr Coupé, daß sie das Buch habe liegen lassen, und Carlton schickte Nolan danach. Das Buch war zu Boden gefallen, und das Blatt, worauf Carlton die Prinzessin skizziert hatte, war herausgeglitten. Nolan nahm das Blatt auf, sah das Bild und las die Unterschrift: "Das ist sie. Wundern Sie sich, daß ich viertausend Meilen gereist bin, um sie zu sehen?"

Er brachte Fräulein Morris das Buch und wollte das Coupé wieder verlassen, als sie ihn aufhielt: "Es lag ein loses Blatt darin, Nolan; haben Sie es nicht gesehen?"

"Ein loses Blatt, gnädiges Fräulein?" entgegnete Nolan verlegen. "Ach ja, ich wollte es Ihnen gerade sagen. Ein Stück Papier flog fort, als ich von dem einen Waggon in den andern ging. War es etwas Wichtiges?"

"Ob es etwas Wichtiges war!" rief Fräulein Morris bestürzt.

Carlton lachte. "Es ist nun vielleicht ebenjogut, daß ich meinen Namen nicht darunter setzte," sagte er. "Ich möchte meine Liebe doch nicht vor einer ungarischen Zigeunerin laut werden lassen, die zufällig englisch lesen kann."

"Sie müssen mir ein andres Bild zur Erinnerung zeichnen," bat Fräulein Morris.

Nolan ging durch alle Waggon, bis er zu dem der Hohenwalder kam. Dort wartete er draußen, bis die englische Jase ihn sah und an die Thür kam.

"In welchem Hotel werden Ihre Herrschaften in Konstantinopel bleiben?" fragte er sie.

"Ich glaube, im Hotel Grande Bretagne."

"Das ist recht," sagte Nolan zustimmend. "Dahin gehen wir auch. Ich dachte, ich wollte es Ihnen lieber sagen. Und dann — hier ist ein Bild, das jemand von Ihrer Prinzessin Aline gemacht hat. Sie hat es fallen lassen, und ich hob es auf. Sie geben es ihr wohl besser wieder. — Wirklich," fügte er höflich hinzu, "ich freue mich, daß Sie in demselben Hotel in Konstantinopel sein werden wie wir; es ist so angenehm, jemand zu haben, mit dem man in seiner Muttersprache reden kann."

Das Mädchen kehrte in ihre Abteilung zurück, und Nolan blieb allein. Er atmete tief auf und blickte dann aufgeregt auf die einsame Landschaft. "Ich denke mir, das wird die Sache etwas beschleunigen," murmelte er; "er würde niemals weiter kommen ohne mich!"

Aus Gründen, die wahrscheinlich nur dem deutschen Gesandten bekannt waren, unterschied sich das Auftreten der Hohenwalder in Konstantinopel sehr von dem in der französischen Hauptstadt. Sie kamen und gingen nicht mehr nach Belieben und wanderten auch nicht durch die Sehenswürdigkeiten der Stadt wie gewöhnliche Reisende. Es war nicht nur ein Wechsel in ihrem Benehmen gegen andre eingetreten, sondern vielmehr ein Dringen ihrerseits auf eine veränderte Haltung andrer gegen sie. Das zeigte sich auch darin, daß die eine Hälfte des Hotels für sie reserviert wurde, und in der hochmütigen Haltung der Kammerherren, die plötzlich in glänzenden Uniformen erschienen. Die Besucherliste war mit den Namenszügen aller wichtigen Leute in der türkischen Hauptstadt angefüllt, und die Equipagen des Sultans standen beständig vor der Thür des Hotels, ihrer Befehle harrend, bis sie endlich ein gerade so alltäglicher Anblick wurden wie die Hunde auf der Straße oder die Droschken am Halteplatz.

Durch das Innehalten des Programms, welches für sie festgestellt war, wurde Prinzessin Aline eher noch unerreichbarer für Carlton als früher, und er war ganz niedergeschlagen und verzweifelt. "Wenn es zum Äußersten kommt," sagte er zu Fräulein Morris, "werde ich Nolan beauftragen, einmal nachts Feuerlärm zu schlagen, und ich will hinstürzen und sie retten, ehe man noch entdeckt hat, daß gar kein Feuer ist. — Oder er könnte eines Tages die Pferde scheu machen und mir Gelegenheit geben, sie zum Stehen zu bringen. — Wir könnten auch warten, bis wir nach Griechenland kommen, und sie von Räubern entführen lassen, die sie nur mir ausliefern wollen!"

"Es giebt keine Räuber mehr in Griechenland," sagte Fräulein Morris, "und außerdem, warum nehmen Sie an, sie würden sie nur Ihnen ausliefern wollen?"

"Weil es natürlich nachgemachte Räuber sein würden, die dafür bezahlt werden, daß sie sie keinem andern übergeben."

"O, Sie machen immerfort Pläne," spottete das junge Mädchen, "aber Sie handeln nicht."

Carlton wurde noch an demselben Morgen der Notwendigkeit überhoben, etwas Verzweifelteres zu thun; denn der englische Oberst aus dem Gefolge des Herzogs schickte ihm seine Karte. Er komme, erklärte er, um die Empfehlungen des Fürsten zu bringen und anzufragen, ob es Herrn Carlton genehm sein werde, Seiner Hoheit am Nachmittag seine Aufwartung zu machen. Carlton unterdrückte mit Mühe das unzeitgemäße Verlangen, aufzujauchzen, und sagte nach einem Augenblick der Ueberlegung, er fühle sich hochgeehrt. Dann führte er den englischen Oberst ins Rauchzimmer, um ihn für seine willkommene Botschaft zu belohnen.

Der Herzog empfing Carlton am Nachmittag und begrüßte ihn sehr herzlich und mit so viel Unbefangenheit, wie ein Mann haben kann, der niemals den Vorzug genossen hat, andern Männern als seinesgleichen gegenüberzustehen. Er drückte seine Freude aus, die Bekanntschaft eines Künstlers zu machen, mit dessen Werken er so vertraut sei, und beglückwünschte sich zu dem Zufall, der sie beide in dasselbe Hotel geführt habe.

"Ich habe mehr als ein gewöhnliches Interesse daran, Sie kennen zu lernen," fuhr er fort; "ich weiß nicht, ob der Grund Ihnen bekannt ist. Ich glaube, Sie könnten mir möglicherweise in einer Angelegenheit beistehen. Vor einigen Tagen bin ich in den Besitz zweier Ihrer Bilder gelangt. Es sind eigentlich Studien,

aber mir erscheinen sie begehrenswerter als die vollendeten Arbeiten. Es ist auch nicht ganz richtig, zu sagen, ich sei in ihren Besitz gekommen, es ist vielmehr meine Schwester, Prinzessin Aline."

Carlton konnte eine gewisse Ueberraschung nicht verbergen. Er hatte nicht erwartet, daß seine Gabe so bald ankommen werde; indessen zeigte sein Gesicht nur höfliche Aufmerksamkeit.

"Die Studien wurden uns in London übersandt," fuhr der Herzog fort. "Sie stellen den Tragöden Ludwig und den deutschen Staatsminister dar, zwei sehr wertvolle Arbeiten und für uns besonders interessant. Sie kamen ohne jedes Begleitschreiben, das uns hätte sagen können, wer sie geschickt habe, und als ich Erkundigungen einziehen lassen wollte, weigerte sich der Händler, den Absender zu nennen. Man hatte ihm aufgetragen, sie nach Gasse zu senden, aber als er erfuhr, daß wir in London seien, schickte er sie in unser dortiges Hotel. Natürlich steht es uns in Verlegenheit, ein so wertvolles Geschenk von einem Unbekannten zu empfangen, besonders meine Schwester, an die es adressiert war, und ich glaube, daß ich neben dem Vergnügen, einen Mann kennen zu lernen, dessen Talent ich so aufrichtig bewundere, vielleicht etwas erfahren könnte, das mich in den Stand setzte, ausfindig zu machen, wer unser Freund ist." Er hielt inne, aber da Carlton stumm blieb, fuhr er fort: "Wie die Sache liegt, scheint es mir unmöglich, die Gemälde anzunehmen, und doch weiß ich nicht, an wen ich sie zurückschicken kann, außer daß ich sie an den Händler sende."

"Das klingt sehr geheimnisvoll," sagte Carlton lächelnd, "und ich fürchte, ich kann Ihnen nicht helfen. Alle meine in Deutschland vollendeten Arbeiten wurden vor meiner Abreise in Berlin verkauft und mögen seitdem in verschiedene Hände übergegangen sein. Die Studien, von denen Sie sprechen, sind unbedeutend und eben nur Studien; sie mögen den Eigentümer gewechselt haben, ohne daß weiter Notiz davon genommen worden ist. Ich bin persönlich außer Stande, Ihnen irgend welche Andeutungen zu machen, die Ihnen zum Auffinden des Absenders von Nutzen sein könnten."

"So," sagte der Herzog, "nun, da werde ich sie behalten, bis ich mehr erfahren kann. Und wenn die Sache unaufgeklärt bleibt, werde ich sie dem Händler wieder zustellen."

Carlton war in großer Aufregung, als er am Nachmittag zu Fräulein Morris kam. "Die Sache ist im Gange," rief er, "sie ist im Gange! Ich werde sie noch diese Woche kennen lernen. Ich habe ihren Bruder gesprochen, und er hat mich eingeladen, am Donnerstagabend mit ihm zu speisen; das ist am Abend vor ihrer Abreise nach Athen. Er erwähnte ganz besonders, daß seine Schwestern an der Tafel teilnehmen werden, und daß es ihm ein Vergnügen sein werde, mich vorzustellen. Es scheint, daß die älteste malt, und alle lieben die Kunst um der Kunst willen, wie sie es von ihrem Vater gelernt haben. Wer weiß, vielleicht ernannt er mich zum Hofmaler, und ich werde den Rest meines Lebens in Gasse verbringen, wo ich Prinzessin Aline im Alter von zweiundzwanzig Jahren und in allen zukünftigen Altersstufen male. Das kann ich Ihnen heute schon im Vertrauen sagen: Sollte er mir den Auftrag geben, sie zu malen, so werden für das Bild mehr Sitzungen nötig sein als für irgend eins, das Menschenhand je gemalt hat. Ihr Haar wird weiß geworden sein, ehe es fertig ist, und ihr Kleid, in welchem sie mir zuerst sah, wird vierzig Jahre in der Mode zurück sein."

Am folgenden Morgen wurden Carlton, Frau Downs, ihre Nichte und alle in Konstantinopel anwesenden Fremden von ihren Dragomans in offene Wagen gesetzt und in langer Prozession nach dem Serail gefahren, wo sie die Schätze des Sultans sehen sollten. Diejenigen, welche seit zwei Wochen auf dies Ereignis gewartet hatten, sahen trübselig auf die Glücklichen, welche, gleichsam in der ersten Stunde, mit dem letzten Dampfer am vorhergehenden Abend eingetroffen waren, und meinten, diese hätten den Genuß ohne genügende Anstrengung erlangt. Die Beamten der verschiedenen Gesandtschaften hatten — nach der übrigen harmlosen Gewohnheit dieser Herren — jedem, dem sie einen Erlaubnischein zur Besichtigung des Schatzhauses besorgt hatten, zu Gemüte geführt, welchen wichtigen Dienst sie ihm geleistet hatten, und es war ihnen gelungen, in jedem das Gefühl zu wecken, als sei er besonders bevorzugt worden, oder auch das der Unbeglückten, weil er so viel Mühe verursacht hatte. Dieses drückende Bewußtsein der Verpflichtung und der Umstand, daß die Dragomans den Reisenden verführten hatten, sie seien für die Zeit die Gäste des Sultans, erschreckte und bedrückte die meisten Besucher so sehr, daß ihr Benehmen in der langen Wagenreihe die Vermutung nahe legte, es handle sich um ein Begräbnis, und die Hohenwalder an der Spitze, von Beys und Paschas umgeben, schienen die Hauptleidtragenden zu sein.

Der Zug hielt vor dem Palast, und die Gäste des

Aus der Gesellschaft.

Originalzeichnungen von J. Schlatmann.



Frau Meier: „Was willst du, wir müssen den Besuch bei Hubers mal machen; glaub mir nur, Heinrich, daß es mir ebenso zumider ist wie dir.“



Herr Huber: „Ach! Ich sag' dir, Marie, es geht doch nichts über das häusliche ungeführte Behagen, die Ruh' in seinen vier Wänden.“



Hubers Mädchen: „Herr und Frau Meier lassen anfragen, ob die Herrschaften zu Hause?“



Frau Huber: „Ja, ja... wir müssen sie annehmen. Führe sie langsam herein, Karlene, ich will nur geschwind etwas Toilette machen und, du, Hugo, vergiß auch nicht, einen andern Kragen umzubinden!“



Herr und Frau Huber: „Herzlich willkommen! Das ist in der That eine recht unerwartete Freude. Bitte, bitte, legt ab und nehmt Platz, thut ganz wie zu Hause.“



Herr Huber: „Na, das freut mich dießmal, daß du mal gekommen bist, alter Junge! Und jetzt 'ne Zigarre. Und probir!“ — Herr Meier: „Prost! Ich sagte zu meiner Frau heut morgen schon: Du, heute Abend da im üßfe n wir aber mal zu Hubers.“ — Frau Huber: „Es ist aber auch zu liebendwürdig von Ihnen!“ — Frau Meier: „Bitte, das Vergnügen ist ja ganz auf unserer Seite!“



Herr und Frau Huber: „Was, schon fort? Sie sind ja kaum erst ein kurzes Halbstündchen da. — Na — wenn's nicht anders sein kann — adieu und auf recht, recht baldiges Wiedersehn! Das war mal wieder ein prächtiger, lieber Besuch!“



Herr und Frau Meier: „Von all den langweiligen Häusern ist dies doch das allerlangweiligste. — Nun, 's ist doch wenigstens abgemacht, und für lange Zeit!“



Herr und Frau Huber: „Gott sei Dank, daß wir wieder allein sind! So viel Vernunft haben sie wenigstens gehabt, bald zu gehen. Hoffentlich bleiben wir jetzt für einige Zeit verschont. — Ahh!“



Christmette im Schwarzwald. Nach dem Gemälde von Th. Klee haas.

Sultans wurden von zahlreichen Offiziers empfangen, die ihnen Gläser Wasser und eine riesige Schale mit irgend einem süßen Getränk anboten, wovon jeder einen Löffel voll nehmen mußte. Die Mitglieder von Stangens Gesellschaft fürchteten zuerst, es werde nicht genug für alle da sein, aber bald überwog die größere Sorge, man werde ihnen zum zweiten Male davon anbieten. Einige steckten die süße Masse in den Mund und leckten den Löffel ab, andre ließen sie in das Glas Wasser tropfen, rührten es um und nippten daran, und keiner wußte, wer es richtig gemacht habe, nicht einmal die, welche es getrocknet hatten. Carlton und Fräulein Morris traten während dieses Vorgangs auf die Terrasse und blickten über das weite Panorama. An einer Seite lag das Marmarameer, an der andern das Goldene Horn und zu ihren Füßen der Bosporus. Die Sonne schien freundlich, und das Wasser war von großen und kleinen Fahrzeugen belebt. Am gegenüberliegenden Ufer, gerade vor ihnen, ragten die dunkelgrünen Cypressen empor, welche den düsteren Kirchhof bezeichnen, wo Englands Tote ruhen; dahinter erhoben sich die gewölbten Moscheen beider Städte mit ihren bleistiftartigen Minarets, und dicht daneben befanden sich die Mosaikmauern und die schönen Gärten des Konstantin.

„Ihre Freunde, die Hohenwalds, scheinen Sie heute nicht zu kennen,“ bemerkte Fräulein Morris.

„O doch, er hat mit mir gesprochen, als wir das Hotel verließen,“ antwortete Carlton. „Aber jetzt haben Sie Dienst; es sind viele ihrer Landsleute unter den Reisenden.“

„Sie thun mir eigentlich leid,“ meinte das junge Mädchen, die Gruppe mit belustigtem Lächeln musternd; „die Etikette beraubt Sie so vieler unschuldigen Freuden. Sie sind ein anständiger Mann, und der Herzog ist es wahrscheinlich auch; warum können Sie nun nicht einfach hingehen und sagen: Hoheit, ich möchte Ihrer Schwester vorgestellt werden, mit der ich morgen abend bei Tische zusammentreffen werde. Ich bewundere Sie sehr? Und dann könnten Sie ihr die historischen Punkte zeigen, und daß man eine blau und grüne Ziegelsteinmauer mit einem verrosteten Zinndach bedeckt hat, oder Sie könnten ihr hübsche Komplimente machen. Ihr würde es nicht schaden, und Ihnen würde es sehr gut thun. Mir scheint, der einfachste Weg ist immer der beste.“

„Das ist wohl richtig,“ entgegnete Carlton; „aber wie, wenn er nun hierher käme und sagte: Carlton, bitte, stellen Sie mich Ihrer jungen amerikanischen Freundin vor; ich bewundere Sie sehr? Da würde ich wahrscheinlich antworten: Wirklich? Sie müssen aber doch wohl warten, bis Sie den Wunsch äußert, Sie kennen zu lernen. Nein, Etikette an sich lasse ich mir schon gefallen; nur kennen manche Leute ihre Gesetze nicht, und das ist nach meiner Meinung der eine Punkt, wo Unkenntnis des Gesetzes nicht als Entschuldigung gelten kann.“

Carlton verließ seine Gefährtin, die mit dem Sekretär der amerikanischen Botschaft plauderte, um nach Frau Downs zu sehen. Als er zurückkehrte, bemerkte er, daß der junge Mann augenscheinlich die Erlaubnis erbeten und erhalten hatte, die Kammerherren des Herzogs und einige seiner diplomatischen Kollegen vorzustellen, die nun einen Halbkreis um die junge Dame bildeten und ihr die verschiedenen Paläste und Punkte von Bedeutung zeigten. Carlton war ein wenig bestürzt bei diesem Anblick und machte sich Vorwürfe, weil er selbst ihr niemand vorgestellt hatte. Sicherlich mußte sie sich sehr gelangweilt haben, aber trotzdem wünschte er, daß wenn sie schon mit andern Herren bekannt werden sollte, der Sekretär ihm überlassen hätte, den Zeremonienmeister zu machen.

„Vermutlich wissen Sie,“ sagte dieser Herr gerade, als Carlton sich näherte, „daß Sie auf dem Wege nach Athen, wenn Sie Abydos passieren, die Stelle sehen können, wo Leander über den Hellespont schwamm, um Hero zu besuchen. Jener kleine weiße Leuchtturm heißt ihm zu Ehren Leander. Es ist ein interessanter Gegenstand, wenn man bedenkt, daß jener Jüngling im Dunkeln schwamm, während sein Denkmal heute ein Leuchtturm mit beweglichen Lampen und elektrischen Apparaten, mit Ozeanwegweisern, Brücken und Kriegsschiffen ist. Unser Mechanismus hat sich seitdem verbessert, aber ich fürchte, unsere modernen Männer würden nicht mehr solche Wagnisse für die modernen Frauen unternehmen.“

„Dann sind die Männer entartet,“ sagte einer der Kammerherren, sich vor Fräulein Morris verneigend; „denn die Frauen sind es sicher nicht.“

Die beiden Amerikaner sahen ihre Landsmännin an, um zu beobachten, wie sie dies Kompliment aufnehmen werde; aber sie lächelte nur gutmütig.

„Ich kenne einen Mann, der weit mehr für eine Frau that,“ mischte sich hier Carlton mit unschuldiger Miene ins Gespräch. „Er durchschiffte den Ozean und reiste durch mehrere Länder, um ihre Bekanntschaft zu machen, aber er kennt sie noch nicht.“

Fräulein Morris sah ihn an und lachte in dem

sicheren Bewußtsein, daß niemand außer ihr ihn verstehen werde.

„Aber es war keine Gefahr dabei,“ bemerkte sie. „Wirklich nicht?“ antwortete Carlton, sie lächelnd ansehend. „Ich glaube, er war in großer Gefahr.“

„Shocking!“ gab sie in tadelndem Ton zurück, „und noch dazu in ihrer Gegenwart!“ Sie runzelte die Stirn. „Ich glaube wirklich, wenn Sie im Gefängnis wären, würden Sie noch mit der Tochter des Kerkermeisters kokettieren.“

„Gewiß oder mit irgend einer andern Frau, zum Beispiel mit einer meiner Mitgefangenen.“

„Ich weiß nicht, was Sie meinen,“ versetzte sie, sich von ihm fort- und den andern zuwendend. „Wie weit schwamm Leander?“

Der englische Oberst zeigte einen Punkt an jedem Ufer und erklärte, die Entfernung der Ufer bei Abydos sei ein wenig größer.

„So weit?“ fragte sie. „Wie lieb muß er Sie gehabt haben!“ Sie wandte sich wie antwortend zu Carlton.

„Wie beliebt?“ fragte dieser. Er hatte die Entfernung zwischen den beiden Punkten mit den Augen gemessen.

„Ich meinte, er müsse Sie sehr lieb gehabt haben, um ihrretwegen so weit zu schwimmen.“

„Ihretwegen?“ lachte Carlton. „Ich dachte gerade, ich würde es für fünfzig Dollars thun.“

Der englische Oberst sah schnell auf die von ihm bezeichnete Entfernung, dann wandte er sich an Carlton. „Ich halte Sie beim Wort,“ sagte er ernsthaft. „Ich wette zwanzig Pfund, daß Sie es nicht können.“

Man lachte über Carlton, aber er schüttelte nur den Kopf.

„Lassen Sie ihn zufrieden, Herr Oberst,“ sagte der amerikanische Sekretär. „Ich erinnere mich, daß man sich erzählt, Herr Carlton sei schon einmal einem Ozeandampfer entgegengeschwommen. Es waren drei Meilen und die See stürmisch. Als das Schiff ihm nahe genug war, erkundigte er sich, ob es bei ihrer Abreise in London geregnet habe. Man hielt ihn für toll.“

„Ist das wahr, Carlton?“ fragte der Engländer.

„Beinahe,“ antwortete der Amerikaner. „Ich habe nicht gefragt, ob es in London geregnet habe, sondern ich habe Sie um etwas zu trinken gebeten, und nicht ich, sondern Sie waren toll, vor Wut nämlich! Sie glaubten, ich sei dem Ertrinken nahe, und fuhren langsam, um ein Boot hinabzulassen. Als Sie nun hörten, daß ich bloß da zum Vergnügen umherschwamm, waren Sie selbstverständlich wütend.“

„Ich freue mich, daß Sie die Wette nicht angenommen haben,“ sagte der Oberst erleichtert. — Als er am Abend das Rauchzimmer verließ, und Carlton schon gute Nacht gesagt hatte, drehte er sich noch einmal um: „Ich wollte Sie heute morgen nicht vor allen Leuten fragen, aber über einen Punkt Ihres Schwimmabenteuers möchte ich wohl aufgeklärt werden: bekamen Sie etwas zu trinken?“

„Ja,“ antwortete Carlton, „aber aus einer Medizinstasche! Sie zerbrachen mir beinahe das Schulterbein!“

Als Carlton am Morgen des Tages, an welchem er Prinzessin Aline treffen sollte, ins Frühstückszimmer trat, war Fräulein Morris allein, und er setzte sich ihr gegenüber.

Sie betrachtete ihn prüfend und lächelte augenscheinlich belustigt. „Heute,“ citierte sie feierlich, „ist der Geburtstag meines Lebens angebrochen.“

Er goß sich kopfschüttelnd seinen Kaffee ein. „Sie können leicht lachen,“ sagte er, „aber ich habe kein Auge zugehen. Ich lag wach da und überlegte, was ich zu ihr sagen sollte. Ich bin fest überzeugt, Sie werden mich zwischen die verkehrten Schwestern setzen oder neben eine jener alten Hofdamen, oder was Sie sonst sein mögen.“

„Wie wollen Sie beginnen? Werden Sie ihr sagen, daß Sie ihr von London oder vielmehr von New York nachgereist sind, — daß Sie der fahrende Schüler sind, der von Westen kam, und —?“

„Ich weiß es selbst nicht,“ versetzte Carlton nachdenklich. „wie ich anfangen werde; ich weiß nur, daß der Vorhang Punkt acht Uhr aufgeht, wenn die Suppe aufgetragen wird. Ich denke mir, es muß ein wenig Eindruck auf Sie machen; es kommt doch nicht alle Tage vor, daß ein Mann wegen der Photographie eines Mädchens die Welt umsegelt. Aber Sie ist schön, nicht wahr?“

Fräulein Morris nickte ihm ermutigend zu.

„Wissen Sie,“ fuhr er fort, indem er sich umfah, ob die Kellner ihn auch nicht hören könnten, „manchmal denke ich, Sie beobachten mich. Ein- oder zweimal, wenn ich mich wie von ungefähr nach ihr umgesehen habe, bemerkte ich, daß Sie — nun, daß Sie nach meiner Seite wenigstens blickte. Halten Sie das nicht für ein gutes Zeichen?“

„Das kommt darauf an, was Sie ein gutes Zeichen nennen,“ antwortete sie vorsichtig. „Es ist sicherlich ein Zeichen, daß Sie gut anzusehen sind, wenn Sie das meinen. Aber wahrscheinlich wissen Sie das be-

reits, und es ist ja auch nicht Ihr Verdienst. Es ist sicher kein Beweis dafür, daß Sie sich etwas aus Ihnen machen, wenn Sie lieber Ihr Profil studiert als das, was die Fremdenführer ihr zeigen wollen.“

Carlton richtete sich beleidigt auf. „Wenn Sie Ihre Alice besser kennen, so würden Sie wissen, daß es unhöflich ist, persönliche Bemerkungen zu machen. Ich frage Sie als meine Vertraute, ob Sie glauben, daß Sie mich bemerkt hat, und Sie machen sich über mein Aussehen lustig. Das ist nicht wie eine Vertraute gehandelt!“

„Sie bemerkt!“ lachte Fräulein Morris spöttisch. „Wie könnte sie wohl anders? Sie sind ihr immer im Wege: Sie stehen an der Thür, wenn sie ausgeht oder heimkehrt, und wenn Sie Moscheen oder Paläste besuchen, sehen Sie immer Sie statt der Gräber und Merkwürdigkeiten an und noch dazu mit einem so weltentrückten Blick, als hätten Sie eine Vision. Als Sie es zum ersten Male thaten, bemerkte ich, daß Sie, nachdem Sie sich umgedreht hatten, ihr Haar befühlte, ob es auch in Ordnung sei. Sie setzten Sie wirklich in Verlegenheit.“

„Nein — gewiß nicht!“ stammelte Carlton entsetzt. „Ich würde nicht so unhöflich sein! — Ich werde mich wohl nach einer andern Vertrauten umsehen müssen; denn Sie sind zu teilnahmslos und unfreundlich.“

Indessen zeigte sie ihre Teilnahme später, als ihr junger Landsmann deren sehr bedurfte. Das Diner, dem er so erwartungsvoll und unruhig entgegengesehen hatte, konnte nicht stattfinden. Der Sultan hatte, wie ihm der Kammerherr mitteilte, mit orientalischer Böslichkeit den Herzog eingeladen, an jenem Abend im Palast zu speisen, und er mußte, so leid es ihm auch that, der Einladung, die einem Befehl gleichkam, Folge leisten. Er ließ sagen, daß das Diner mit Herrn Carlton nur ein aufgeschobenes Vergnügen sein werde, und daß er in Athen, wohin ja Carlton auch zu gehen beabsichtige, die Freude zu haben hoffe, ihn zu sehen und seinen Schwestern vorzustellen.

„Er ist ein schrecklicher Egoist,“ sagte der junge Amerikaner zu Frau Downs. „Als ob mir etwas daran läge, ob er mitispeist oder nicht! Warum konnte er es nicht so einrichten, daß ich mit seinen Schwestern allein aß? Wir würden ihn nicht entbehren haben. Jetzt werde ich Sie überhaupt nicht kennen lernen; das weiß ich, das fühle ich! Das Schicksal ist gegen mich. Nun muß ich ihnen nach Athen nachreisen, und Sie werden sehen, dort passiert wieder etwas, um mich von ihr fernzuhalten. Wohin Sie wohl von Athen gehen mögen?“

Die Hohenwalds reisten am nächsten Morgen ab, und da sie für ihre Gesellschaft sämtliche Kajüten des kleinen Dampfers belegt hatten, mußte Carlton auf den nächsten warten. Er war sehr verstimmt über sein Mißgeschick, und Fräulein Morris suchte ihn nach besten Kräften zu zerstreuen. Sie und ihre Tante waren keinen Augenblick müde, sondern verbrachten die letzten Tage ihres Aufenthaltes in Konstantinopel in den Bazzars und mit Wasserfahrten.

„Das sind die letzten Tage der Freiheit für mich,“ sagte das junge Mädchen einmal zu Carlton, „und ich will sie ordentlich genießen. Später hört das Reisen für mich auf. — Und ich liebe es so sehr!“ fügte sie nachdenklich hinzu.

Carlton antwortete nicht, aber er empfand ein mit Verachtung gemischtes Mitleid für den jungen Amerikaner, der ein solches Opfer fordern konnte. Sie ist viel zu gut, es ihn fühlen zu lassen, daß sie ein Opfer bringt, dachte er, oder daß sie etwas um feinetwillen aufgibt; aber sie wird es nicht vergessen können. Und er beglückwünschte sich von neuem, daß er noch nie ein Opfer von einer Frau verlangt habe.

Sie verließen Konstantinopel an einem Monatsabend, drei Tage nach der Abreise der Hohenwalds, und da die Luft warm war, blieben sie auf Deck, bis das Schiff in die Dardanellen einfuhr. Es waren nur wenige Reisende an Bord, und Frau Downs zog sich ebenfalls früh zurück, während die beiden jungen Leute oben blieben. Sie sahen über die Brüstung auf eine Bande ungarischer Zigeuner, welche im Zwischendeck die berauschte Musik ihrer Heimat spielten. Die niedrigen Hügelketten zu beiden Seiten traten so dicht an die enge Wasserstraße heran, daß sie das Boot gleichsam von der übrigen Welt abzuschließen schienen. Das Mondlicht beleuchtete dann und wann phantastisch ein kleines Fort oder eine strohgedeckte Hütte, die wie in Nebelschleier gehüllt vorüberglitten, und von Zeit zu Zeit tauchte das Lagerfeuer einer Schildwache auf. Sie sahen den Schatten sich hin und her bewegen und dann stillstehen, um Holz nachzulegen. Die Nacht war so still, daß sie hören konnten, wie die von dem Dampf aufgewühlten Wellen gegen die Steine an beiden Ufern schlugen; das Stampfen der Maschine hallte von den Bergen zurück. Eine große Laterne hing in halber Höhe des Mastes und warf ihren Schein auf das untere Deck. Sie beleuchtete eine Gruppe von Griechen, Türken und Armeniern in seltsamer Kleidung, welche

aneinander gedrängt in malerischer Unordnung auf den nackten Brettern lagen, und schliefen, während andre, munter und redselig, in froher Gesellschaft rauchend und plaudernd zusammenfanden. Die Weisen der Zigeuner ertönten in leidenschaftlicher Bewegung und wildem Rhythmus; sie schwiegen plötzlich und begannen wieder, wie mit erneutem Troß. Eine unerklärliche, stürmische Unruhe erfaßte Carlton. Der Nachtwind trug den sanften Wohlgeruch fahler Erde und dichten Laubwerks herüber.

„Die Musik der verschiedenen Völker,“ unterbrach er endlich die Stille, „hat unendlich verschiedene Bedeutung; die Ungarn zum Beispiel möchte ich die der Liebe nennen.“

Fräulein Morris kreuzte die Arme behaglich auf der Brust und lachte leise. „O nein, keineswegs,“ antwortete sie ruhig. „Einer wilden, leidenschaftlichen, unbesonnenen Liebe vielleicht, aber die so verschieden von der wahren ist wie Burgunderwein von klarem, kaltem, frischem Wasser. Das ist nicht die rechte Liebe.“

„Ich bitte um Entschuldigung,“ bat er demütig; „ich verstehe natürlich gar nichts davon.“ Er war aus dem Zauber, welchen die Nacht und die Zigeuner um ihn gewoben hatten, so gründlich erwacht, als habe ihn jemand heftig an der Schulter gerüttelt. „Ich weiche gern Ihrer größeren Einsicht; ich verstehe gar nichts davon.“

„Da haben Sie recht; ich glaube wirklich, Sie verstehen nichts davon, oder Sie würden nicht solchen Vergleich gemacht haben.“

„Wissen Sie, Fräulein Morris, ich glaube, ich kann gar nicht so für eine Frau empfinden wie andre Männer — oder gewisse Männer. Die Fähigkeit geht mir ab, und ich werde sie nie bekommen. Es ist wie mit dem musikalischen Gehör: wenn Sie es nicht besitzen, wenn es Ihnen nicht angeboren ist, lernen Sie es nie. Das ist nicht etwa eine Sache, die Sie pflegen können, und ich fühle, daß es nicht nur ein Unglück, sondern ein Mangel ist. Zum Beispiel glaube ich wirklich, daß ich mir mehr aus Prinzessin Aline, die ich nie gesprochen habe, mache, als viele andre Männer thun würden, die sie gut kennen; aber ihre Gefühle würden dauern, und nach früheren Erfahrungen zu urteilen, bezweifle ich, daß meine vorhalten werden. Ich bin nicht bange, solange sie existieren; aber sie sind eben nicht lange da, und ich fürchte, es wird mir so bis ans Ende meines Lebens gehen.“ Er schweig einen Augenblick, aber das junge Mädchen antwortete nicht. „Ich spreche ganz ernsthaft,“ fügte er klaglich hinzu.

„Ich höre es,“ antwortete sie kurz. Sie schien über seinen Zustand, wie er ihn geschildert hatte, nachzudenken, und er unterbrach sie nicht. Von unten tönte die Melodie eines Liedes herauf, das die Zigeuner spielten; es war voll von jener versteckten Melancholie, die ihren Weisen eigen ist, und bildete die Begleitung zu Carltons Worten, wie melodramatische Orchestermusik die Wirkung steigert, ohne die Rede des Schauspielers auf der Bühne zu unterbrechen.

„Sonderbar,“ fing Fräulein Morris endlich an, „ich hätte gerade gedacht, Sie seien ein Mann, der zu lieben versteht, und zwar in der rechten Weise. Aber ich glaube — es thut mir leid — aber ich glaube, Sie wissen gar nicht, was Liebe eigentlich ist.“

„O, ganz so schlimm ist es doch nicht! Ich glaube, ich weiß, was Liebe ist, und was sie für andre Menschen bedeutet; aber ich selbst kann sie nicht fühlen.“

„Das wird schon noch kommen,“ ermutigte sie ihn mit Rennermiene; „und glauben Sie mir, für die Frau wird es um so besser sein, daß Sie so lange an sich gezwifelt haben.“

„Ist das Ihr Ernst?“ fragte Carlton eifrig. Das Mädchen lachte und verließ ihn, um nach unten zu gehen und ihre Tante zum Herauskommen zu bewegen; aber Frau Downs wollte lieber im Salon lesen, und sie kehrte allein zurück. Sie hatte ihr kurzes, ärmelloses Jäckchen ausgezogen und eine schwere, blauwollene Tricotjade angelegt, darüber einen offenen Paletot. Das enganliegende Gewebe zeigte die Linien ihres Körpers und die Freiheit und Anmut ihrer Bewegungen noch deutlicher. Als sie so an seiner Seite dahinschritt, die Hände in den Rocktaschen, einen flachen Matrosenhut auf dem Kopf, sah sie aus wie ein schlanker, hübscher Knabe, aber als sie stillstanden, und das Licht voll auf ihr Haar und ihre wundervolle Hautfarbe fiel, glaubte Carlton, ihr Gesicht nie so zart und schön gesehen zu haben als jetzt, da es sich von dem groben Gewebe und dem Männerrock und -Hut abhob. Sie gingen noch eine volle Stunde auf dem Verdeck auf und ab, bis alle fort waren, und selbst als es Mitternacht schlug, mochten sie sich noch nicht von der schönen Nacht und den Reizen ihrer fremdartigen Umgebung trennen. Ihre Unterhaltung war von langen Pausen unterbrochen, während welcher Carlton neben ihr herging, den Kopf halb zur Seite gewandt, sie ansehend und mit künstlerischen den leichten, schwebenden Gang, die aufrechte Haltung, die unbewußte

Schönheit ihres Gesichts erfassend. Der Kapitän des Dampfers gestellte sich nach Mitternacht zu ihnen und zeigte Fräulein Morris die Plätze, wo einst große Städte gestanden hatten, wo andre begraben lagen, und wo jenseits der Hügel die fast unzugänglichen Klöster der griechischen Kirche sich befanden. Das Mondlicht verwandelte die Ufer in schattenhafte Orte, wo die Geister vergangener Tage ihr Wesen zu treiben schienen, und angezogen von dem Interesse des Mädchens, suchte der Italiener zu ihrer Unterhaltung alle Legenden der Mythologie, alle Geschichten der römischen Ansiedler und türkischer Eroberer hervor.

„Ich gehe jetzt hinein,“ sagte er, nachdem Fräulein Morris sie verlassen hatte. „Eine entzückende junge Dame, nicht wahr?“ fügte er hinzu, indem er mit seiner Zigarette eine Bewegung machte, welche die Unzulänglichkeit des Eigenschaftswortes bezeichnen sollte.

„Ja, sehr entzückend,“ sagte Carlton. — „Gute Nacht, Herr Kapitän.“

Er drehte sich um, stützte beide Ellbogen auf das Geländer und sah hinüber nach den nebeligen Ufern, seine Zigarre rauchend. Dann warf er sie ins Wasser, daß sie zischend erlosch, und ein Gähnen unterdrückend blickte er das verlassene Verdeck entlang. Es erschien besonders leer und einsam.

„Wie schade, daß sie verlobt ist,“ sagte er leise. „Sie verliert dadurch.“

Sie dampften am nächsten Morgen in den Hafen des Piräus ein; eine Flottille kleiner Boote, mit schreienden Gepäcträgern und Hotelbedienten angefüllt, umschwärmte sie. Diese Männer warfen der Schiffsmannschaft ihre Jangtaue zu und kletterten daran wie Piraten in die Höhe. Sie liefen wild auf dem Verdeck umher und legten Hand an jedes herrenlose Stück Gepäc. Man hatte die Koffer der Reisenden aufs Verdeck geworfen, und Nolan und Carlton kletterten dazwischen umher, ihre eignen Effekten suchend, während Fräulein Morris so fern wie möglich von dem Gedränge stand und die Stücke bezeichnete, welche ihr gehörten. Einer der Hotelbedienten, ein plumper, schmutziger Levantiner, der ein Opfer suchte, stieß sie absichtlich und roh zur Seite. Er berührte sie so unanständig, daß sie das Gleichgewicht verlor und gegen das Geländer fiel. Carlton sah, was vorging; mit einem Sprung über den Haufen Koffer war er neben ihr, gerade zur rechten Zeit, um den stiehenden Schulbigen am Kragen zu packen und ihn heftig zu schütteln.

„Wie kannst du es wagen —“ fing er an. Aber er kam nicht weiter; er fühlte, wie das junge Mädchen seine Schulter leise mit den Fingerspitzen berührte, während sie in ängstlichem Ton sagte: „Bitte, lassen Sie ihn!“ Zu seiner Ueberraschung lösten sich seine Finger von dem Hemdkragen des Burschen, seine Arme sanken nieder, und sein Blut floß wieder ruhig durch seine Adern. Es war unbegreiflich, und während die Steuerbeamten sein Gepäc durchsahen, rief er sich selbst unbewußt seinen Arm und sah ihn mit belustigtem Nackeln an. Er dachte nicht weiter über den Vorfall nach, obgleich er bei der Erinnerung an seinen schnellen Gehorsam noch mehrmals während des Tages lächeln mußte. — Als er in den Wagen stieg, um nach Athen zu fahren, sah er den Nebelhäuter vorübergehen; er triefte von Wasser und stieß laute Verwünschungen aus. Beim Anblick des Amerikaners verschwand er sofort im Gedränge. Carlton trat zu Nolan, der neben dem Kutscher saß. „Nolan,“ sagte er leise, „war das nicht der Bursche, welcher —“

„Ja, gnädiger Herr,“ antwortete der Diener ernsthaft, den Hut ziehend. „Er zog einen Koffer nach einer Seite, der Eigentümer nach der andern; als dieser dann plötzlich losließ, fiel der Levantiner kopfüber ins Wasser.“

Carlton lächelte befriedigt. „Du lügst, Nolan,“ sagte er, „du hast es selbst gethan.“

Nolan lästete wieder den Hut und hustete verlegen: auf seinen Arm hatten sich keine beschwichtigenden Finger gelegt! —

„Sie betreten jetzt das Land, wo man seine verlorenen Illusionen wiederfindet,“ sagte Carlton zu Fräulein Morris, als sie auf der sonnigen Straße nach Athen fuhren. „Jeder, der den Glauben an das Schöne wieder haben möchte, sollte hierher kommen, etwa so wie man in eine Heilanstalt geht, um seine Nerven und seinen Appetit zu beleben. Man braucht nur die Atmosphäre zu atmen, und man ist gesund. — Warten Sie nur, bis Sie die Statuen der jungen Athleten im Museum gesehen haben.“ fuhr er enthusiastisch fort, „und den blauen Himmel hinter dem Hymettos und das Mondlicht am Abend auf der Akropolis, und Sie werden überzeugt sein, daß nichts in dieser Welt mehr wert ist als Gesundheit und gerade Glieder und schlafte Marmorpfeiler und Augen, die gelernt haben, alles Schöne zu sehen! — Ich kam einst auf einer Fußreise mit einem Jüngling hierher, der nicht so war, wie er hätte sein sollen, und er ging von hier als ein neuer Mensch fort und wurde etwas Bedeutendes in der Welt. Sie werden nie erraten, wie das kam! Er sah im Museum die Statue eines griechischen Gottes, die Mus-

seln zeigte, welche er an seinem Körper nicht finden konnte, und er sagte zu mir, er werde nicht ruhen, bis sie hervortreten würden. Er hörte auf zu trinken und zu faulenz und fing an, zu gehen und zu arbeiten, und als dann endlich die Zeit kam, daß jene Museln sich klar und deutlich zeigten, da hatte er dies Leben so lieb gewonnen, daß er es nach Möglichkeit ausnützen wollte, und wie gesagt, er hat es gethan. Das hat die Achtung vor seinem eignen Körper zuwege gebracht!“

Der Wagen hielt vor dem Hotel an einer Seite des öffentlichen Platzes in Athen; das Schloß und seine Gärten begrenzten es auf einer Seite, und gelbe Häuser mit roten Dächern umgaben es. Helle Jalousien schützten das Café vor der Sonne. — Es war ein klarer, sonniger Tag, und die Stadt war reinlich, kühl und hübsch.

„Frühstück?“ rief Fräulein Morris als Antwort auf Carltons Erkundigung. „Ja, natürlich! Aber ich werde nicht zufrieden sein, bis ich meine Füße auf jenen Felsen gesetzt habe.“ Sie stand auf den Stufen, die zum Hotel führten, und sah mit erwartungsvollen, ungeduldrigen Augen auf die große Akropolis über der Stadt.

„Der ist nun schon so lange dort gewesen,“ meinte Carlton, „daß Sie wohl ohne Sorge noch eine halbe Stunde länger auf sein Dasein rechnen können.“

„Das ist schon wahr, aber ich möchte die Gelegenheit mir nicht entgehen lassen. Es könnte ein Erdbeben kommen.“

„Wir werden sie wahrscheinlich heute morgen sehen,“ sagte Carlton, als er mit den Damen das Hotel verließ, um zur Akropolis zu fahren. „Nolan hat die englische Botschaft ausgeholt, und sie hat ihm erzählt, daß sie den größten Teil ihrer Zeit auf dem Felsen verbringen. Sie leben hier so einfach wie in Paris, das heißt augenblicklich; Mittwoch wird der König ihnen zu Ehren ein Diner und einen Empfang geben.“

„Wann wird Ihr Diner stattfinden?“ fragte Fräulein Morris.

„Nie,“ antwortete Carlton ärgerlich.

„Ein Grund, weshalb ich so gern wieder nach Athen komme,“ sagte Frau Downs, „ist, daß es hier so wenige Touristen giebt, welche die Votivgaben verderben könnten, und dann sind hier beinahe ebenso wenige Führer wie Reisende, so daß man ungeführt umherwandern und auf eigne Hand Entdeckungen machen kann. Sie kleben keine Zettel an jede umgefallene Säule, noch zäunen sie die Tempel ein; man scheint auf das gute Betragen aller zu rechnen. Außerdem macht es mir immer Vergnügen, an einen Ort zu gehen, wo man für die Leute eine ebenbürtige Merkwürdigkeit ist wie sie für uns; es entschuldigt unser Umherstarren.“

„Eine Merkwürdigkeit?“ rief Carlton. „Das will ich meinen. Als ich zuletzt hier war, versuchte ich in der Stadt Kniehöfen zu tragen, aber die Leute sahen mich so an, daß ich ins Hotel zurückkehren mußte, um sie zu wechseln. In jedem andern Land wäre es mir gleichgültig gewesen, aber ich dachte, Männer, die als Nationaltracht Frauenröcke haben, könnten wohl eine so kleine Ungewöhnlichkeit wie Kniehöfen entschuldigen. Sie hatten kein Recht, den ersten Stein aufzuheben!“

Der Felsen, auf welchem die Tempel der Akropolis stehen, ist eigentlich nur ein Hügel. Auf dem Gipfel des Felsens befindet sich der Parthenon und die übrigen kleineren Tempel, oder was von ihnen übrig ist, und die ganze Oberfläche ist mit zerbrocktem Marmor, Steinen und Felsstücken überfüllt. Der Gipfel ist so dicht bebaut, daß die wenigen Reisenden, welche ihn besuchen, sich einbilden können, sie seien die einzigen Anwesenden, für eine halbe Stunde wenigstens. — Als Carlton und seine Freunde ankamen, schien der Platz vollständig einsam. Sie verließen den Wagen am Fuße des Felsens und kletterten bis zum Eingang.

„Geh ich weiter bis zum Parthenon,“ sagte Fräulein Morris, „möchte ich nach dieser Seite wandern, um zu sehen, was dort ist. Ich werde mit dem Theater links anfangen, und ich sage auch im voraus, daß ich mir Zeit lassen werde. Ihr Leuten, die ihr schon früher hier gewesen seid, könnt weitergehen; ich will alles langsam genießen. Es ist doch sicher hier für mich allein!“

„So sicher wie im Museum,“ erwiderte Carlton, während er den Damen längs der Seite des Hügels zum zerstörten Theater des Herodes folgte. Sie standen oben und sahen in das Becken hinab; zu ihren Füßen zog sich ein großer Halbkreis von Marmorsäulen reihenweise bis zu einem marmornen Fußboden; vor ihnen lag eine zerstörte Mauer mit Pfeilern und Bogen, die einst den Hintergrund für die Schauspieler abgegeben hatte. Von der Höhe, auf welcher sie oberhalb der Stadt standen, konnten sie das grüne Land sich meilenweit nach allen Seiten hin erstrecken sehen. Es schien wie in Sonnenlicht getaucht; grüne Myrtenhaine bedeckten die Hügel, silberne Flußbänder schlängelten sich hindurch, und das dunkelblaue Aegeische Meer leuchtete von ferne. Das Blöken der Schafe und das Geläute der Gloden tönte von den Weiden zu ihnen



Unter dem Weihnachtsbaum. Zeichnung von L. David.



Schwermwettererscheinungen bei den Pyramiden von Gizeh. Nach Photographie.

herauf, und sie glaubten, die Schächer zu hören, welche ihren Herden von Hügel zu Hügel zupfiffen.

„Das Land ist fast unverändert,“ sagte Carlton. „Wenn man hier steht, wo wir jetzt sind, so kann man sich einbilden, man sähe die Prozession sich den Weg entlang bewegen zu den eleusischen Festen, mit vergoldeten Wagen, Kränzetragenden Kindern und Priesterinnen, welche die Opfertiere führen.“

„Was können wir uns dort unten denken?“ fragte Fräulein Morris, mit ihrem Sonnenschirm auf das Theater zeigend.

„O, das gehört einer viel späteren Zeit an; es ist in der Römerzeit erbaut worden. Sie spielten dort Theater und hielten auch ihre öffentlichen Versammlungen daselbst ab. Der Platz, auf welchem wir stehen, entspricht der obersten Sitzreihe unserer Galerie, und Sie mögen sich jetzt vorstellen, daß Sie auf die gebeugten Rücken von Hunderten von kahlköpfigen Männern in weißen Togen blicken, welche den Worten der unten umherstolzierenden Redner lauschen.“

„Wie viel können sie aber in solcher Höhe verstanden haben?“ meinte Frau Downs.

„Nun, jene hohe Mauer diente als Resonanzboden, und die Luft ist hier so weich, daß ihre Stimmen weit genug getönt haben mögen. Außerdem glaube ich, daß sie Masken mit Mundstücken trugen, welche den Schall wie die Pfeife eines Feuerwehmanns weitertrugen. Wenn Sie es wünschen, will ich hinunterlaufen und Ihnen etwas zurufen; dann können Sie beurteilen, wie es klang. Ich will zuerst mit natürlicher Stimme sprechen, und wenn Sie das nicht verstehen, so winken Sie mir mit Ihrem Sonnenschirm, damit ich es lauter versuche.“

„Ach ja, bitte!“ rief das junge Mädchen. „Es ist sehr freundlich von Ihnen! Ich möchte eine wirkliche Rede im Theater des Herodes hören.“ Mit diesen Worten setzte sie sich auf den Rand des Marmortrabers.

Um diese nicht zu verlieren, steckte er sie ins Knopfloch. Es dauerte mehrere Minuten, bis Carlton unten ankam, und er blickte so eifrig auf seinen Weg, daß er erst in die Höhe sah, als er auf dem ebenen Boden angelangt war. Gewandt sprang er von der untersten Sitzreihe auf die Bühne, welche ebenfalls von einem dicken, grünen Moosteppich überzogen war. Als er dann emporschaute, sah er ein Bild, das sein von der Anstrengung des Steigens wildpochendes Herz plötzlich stillstehen ließ. Während seiner Abwesenheit waren die Hohenwalder vom Eingang der Akropolis herabgestiegen. Sie blieben einen Augenblick stehen, um in den kühlen, grün und weißen Kessel des Theaters hinabzublicken. Gerade als Carlton aufjah, stand der Herzog vor Frau Downs und Fräulein Morris, und alle Herren hielten die Hüte in der Hand. Dann näherten sich wie in einer Pantomime, sich klar von dem blauen Himmel im Hintergrund abhebend, die Prinzessinnen und stellten sich neben ihren Bruder. Frau Downs und ihre Nichte verbeugten sich dreimal, und dann stellte sich die ganze Gesellschaft in einer Reihe auf und sah zu ihm hinab. Die Bedeutung dieser Scene war nur zu klar.

„Ich werde aber englisch sprechen müssen,“ sagte Carlton im Fortgehen; „mein Griechisch ist für solche Umgebung nicht klassisch genug.“

Frau Downs setzte sich neben ihre Nichte, während Carlton die Stufen des Amphitheaters hinabkletterte. Die Marmorbänke waren teilweise zerbrochen und, wo sie ganz waren, von einer grünen Moosschicht bedeckt, die so weich und glatt wie Sammet war. Hatte Carlton nicht sorgfältig auf den nächsten Schritt zu achten, so beschäftigte er sich mit dem Pflücken von Frühlingsblumen, die zwischen dem Moose blühten.

wie toll der vordersten Sitzreihe zu, aber ein lauter Auf des Widerspruchs ertönte von oben, und als er empor sah, bemerkte er, wie die Herren ihn zurückwinkten.

„Reden!“ rief einer der Herren, in die Hände klatschend, als begrüßte er einen Schauspieler bei seinem ersten Auftreten. „Hüte ab! Sagen bleiben in der ersten Reihe! Reden!“

„Zum Fenster mit dem Esel!“ sagte Carlton, auf die Bühne zurücktretend und in ohnmächtiger Wut auf die Reihe von Gestalten starrend, die sich gegen den Himmel abzeichneten. „Ich muß wie der Vär im Värenzwinger des zoologischen Gartens aussehen! Nächstens werden sie mir Semmeln zuwerfen.“ Er konnte sehen, daß die beiden älteren Schwestern mit Frau Downs sprachen, welche augenscheinlich erklärte, warum er auf die Bühne des Theaters gegangen war. Er bemerkte auch, daß Prinzessin Aline sich vorbeugte, indem sie sich auf ihren Sonnenschirm stützte, und lächelte. Der Oberst formte ein Sprachrohr mit den Händen und fragte, warum er nicht anfangen.

„Hallo! Wie geht es Ihnen?“ rief Carlton, verlegen mit dem Hute winkend. „Ich möchte wohl wissen, ob ich so dumm aussehe, wie ich mir vorkomme!“ sagte er zu sich selbst.

„Was sagten Sie? Wir können nichts hören!“ antwortete der Oberst.

„Lauter, lauter!“ riefen die Kammerherren.

Carlton verwünschte sie innerlich; dann drehte er sich um und ließ seine Blicke nachlässig über den Raum gleiten, wo er gefangen saß, um sie glauben zu machen, er habe jede Absicht, eine Rede zu halten, aufzugeben, vielleicht sie nie gehabt. Er versuchte, ob ihm nicht irgend etwas Geistreiches einfallen wollte, aber „ihr



„Felsenkopf“ im Wadi Faraf. Nach einer Zeichnung von Dr. G. Schweinfurth.

Männer von Athen“ erschien ihm zu alltäglich, und „Freunde, Römer, Landsleute“ erforderte zu viel Anstrengung. Als er wieder aufjah, hatten die Hohenwalder ihren Weg fortgesetzt, und als er noch einmal versuchte, an der Seite des Amphitheaters emporzuklimmen, winkte ihm der Herzog abschiednehmend mit der Hand und reichte die andre hilfsreich seinen Schwestern, welche mit ihm hinter der Gasse der obersten Sitzreihe verschwanden. Carlton drehte sich schleunigst um, setzte sich auf einen der Marmorbänke und ließ den Kopf hängen. Als er endlich wieder nach oben kam, streckte ihm Fräulein Morris teilnehmend die Hand entgegen und schüttelte traurig den Kopf; aber er sah wohl, daß sie nur mit Mühe ein Lächeln unterdrückte.

„Ihnen mag das wohl lächerlich vorkommen,“ sagte er, ihre Hand nicht beachtend. „Ich glaube, Sie haben keinen Menschen lieb; Sie wissen gar nicht, was das ist.“ (Zu sich selbst.)

Ueber Wüstenbildungen.

Mit drei Abbildungen aus „Meyers Conversationslexikon“ (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig).

Wie viele der Leser haben wohl in ihrer Schulzeit die Aufgabe bekommen, die Küste und das Meer zu vergleichen, unbekümmert darum, daß sie noch keines von beiden gesehen hatten. Es ist ja noch nicht so lange her, daß der Unterricht auf der Anschauung begründet wird; so möchten wir wohl manchmal unsere Kinder beneiden, denen das Lernen durch allerlei Anschauungsmittel so bedeutend erleichtert wird. Aber haben denn nicht wir Alten auch Mittel, um diesen Anschauungsunterricht nachzuholen? Wir brauchen da bloß unsere neuen großen Realencyclopädien — oder, wie sie mit dem altmodischen Namen heißen:



Befürter Vorburgang im Granit des Wadi Feiran. Nach Photographie.

Konversationslexikon — durchzublätern, um die sorgfältigst ausgewählten und besten Abbildungen über alle Dinge im Himmel und auf der Erde in Hülle und Fülle zu finden. Die deutsche Nation darf wahrhaft stolz sein auf sein Werk wie Reuters Konversationslexikon, dessen fünfte Auflage dieser Tage mit dem sechzehnten Band abgeschlossen sein wird. Wir entnehmen daraus mit Erlaubnis des Verlags, des Bibliographischen Instituts in Leipzig, drei Abbildungen aus der Wüste Sahara, die vor allem zeigen mögen, wie irrtümlich die noch vielfach herrschende Meinung ist, daß die Wüste Sahara ein „Sandmeer“ sei. Die Wüste ist vielmehr — so lautet die Erklärung im Text zu den Abbildungen — ein großer, meist ebener Landstrich, welcher infolge des Mangels an Wasser ohne Pflanzenwuchs und daher unbewohnbar ist; sie untersteidet sich von der Steppe hauptsächlich dadurch, daß sie nicht, wie diese, mit Gras und Kräutern bewachsen, sondern nur nackte oder tote Gindbe ist. Der Boden besteht entweder aus Gestein oder ist mit fiesartigem, oft leicht beweglichem Flugand oder lotholz- und salzreichem Sand bedeckt. Man unterscheidet danach Stein- oder Felsenwüsten, Sandwüsten und Salzwüsten. Die Sandwüsten, die vorherrschenden, sind wo sie sich über ein weites Gebiet erstrecken, nicht völlig ein förmliche Ebenen, sondern zeigen in der Form und Bedeckung der Oberfläche manchen Wechsel. Klippen, Hügelketten, die bis zu förmlichen Gebirgen aufsteigen, wie in der Sahara, Schluchten und Spalten, Flußthäler und Seebetten, die aber in der heißen Jahreszeit meist trocken liegen, wie die Flüsse, die hier und da von den Randgebirgen herabströmen, sich im Sand verlieren und verdunsten. Auf angenehmere Weise wird aber die Einförmigkeit der Wüste durch die Oasen unterbrochen, die um beständig Wasser gebende Quellen entstanden sind und oft die frischste und üppigste Bewachung zeigen, auch allein sich zu dauernden Wohnsitz der Menschen eignen. Die Wüsten sind weder auf Zonen oder Erdteile noch auf Tiefsebenen beschränkt; doch besitzen Afrika und Asien, erstere besonders um die Wendekreise, die ausgedehntesten Wüstengebiete. Ein ungeheurer Wüstengürtel, der am Atlantischen Ozean beginnt, zieht sich in einem gegen 2000 Meilen langen, nach Norden geöffneten Bogen mit nur geringen Unterbrechungen durch beide Erdteile bis zu dem äußersten Ostrand Zentralasiens. Teile dieses Wüstengürtels sind: die afrikanische Sahara, die größte aller Wüsten, über ein Fünftel von Afrika einnehmend, im Westen (Sahel) vorherrschend Sand-, im Osten (Nigilische Wüste) Steinwüste; das Beträische oder Steinige Arabien mit der Halbinsel Sinai und weiter im Süden der arabischen Halbinsel die Sandwüsten Nedud und Koba el Chali; dann nördlich die syrische Wüste; jenseit des Schatt el Arab, des Persischen Meerbusens und der Bergtrassen Westirans das wüste Plateau von Iran, vom Kaspischen bis zum Indischen Meer sich erstreckend, mit den salz- und salzreichen Wüsten von Irak Adhmi, Kirman, Se-san und Mekran; jenseit des Indus die Wüste von Sind (Thar oder Thurt); nördlich von Persien die Sandwüsten von Turan, vom Kaspischen Meer nach Osten bis zum Alpenland von Turkistan reichend, und jenseit des letzteren die teils sandige, teils steinige Plateauwüste Gobi, welche die ganze Mongolei durchzieht und das östliche Ende des Wüstengürtels bildet. Das Gesamtareal des letzteren mag an 250 000 Quadratmeilen betragen und scheint an Umfang nach und nach zuzunehmen. Europa hat keine Wüste, ausgedehntere Steppen nur in Ungarn und im südlichen Rußland. Das Innere des Kontinents von Australien hat neben Steppen auch wasserlose Wüsten von einer so erschrecklichen Cede und Unwirtlichkeit, wie sie kaum ein anderer Erdteil aufzuweisen haben möchte. In Amerika haben die unabsehbaren Pampas und Planos mehr Steppen- als Wüstencharakter, doch fehlen auch wirkliche Wüsten nicht. Die Sandwüste oder Deserto von Atacama zieht sich längs des Stillen Ozeans durch die ganze bolivische Provinz Litoral und erstreckt sich nordwärts bis Arica in Peru, südwärts bis Copiapo in Chile. Auch die Hochflächen oder Campos des Parecis in der brasilianischen Provinz Mato Grosso sind große, wellenförmige, vegetationslose Sandplateaus. Eine weit ausgedehntere Wüste ist aber in Nordamerika das Palfin des Großen Salzsees im Mormonenland Utah. Das Durchziehen der eigentlichen Wüsten ist nur Karawanen möglich, und es ist dabei das Kamel unentbehrlich. Gefahren bringen die Staub- und Sandstürme, welche der Wind aufwirbelt und vor sich her treibt, die alles austrocknenden und auszehrenden Winde selbst und die unglaublich verdünnte Atmosphäre, die bei Europäern nicht selten Schlagflüsse herbeiführt, mangelnder Schutz gegen die Gluthize des Tages und die oft empfindliche Kälte der Nächte, die Abirrung von dem Karawanenweg, die durch Verhüttung seiner Spuren oder durch das Trugbild der Luftspiegelung veranlaßt werden kann, und die Seltenheit der Quellen und Oasen. Regelmäßige Niederschläge fehlen in der Wüste; nur selten stürzen Strichregen mit großer Gewalt hernieder und wirken dann in kurzer Zeit viel stärker auswaschend, als wenn dieselbe Regenmenge sich auf eine Reihe von Regentagen verteilte, besonders auch deshalb, weil aller Gehängehütt auf locker übereinander liegenden, nicht durch Lehm oder thonige Massen fest miteinander verbundenen Steinen besteht. Begünstigt wird das Zerfallen der Gesteine namentlich durch die in der Wüste herrschenden Temperaturunterschiede. Die Trockenheit der Luft, der Mangel von Humus, die Abwesenheit einer zusammenhängenden Pflanzendecke lassen die Temperaturunterschiede ungechwächt auf den nackten Felsboden wirken. Ein: gewöhnliche Folge der unbehinderten Besonnung besteht in dem schaligen Abblättern der Gesteine. Figur 3 stellt einen Porphyrogang im Granit des Wadi Feiran dar, der durch Besonnung in ein Hauswerk scharfkantiger Gesteinstrümmen zerfallen ist. Dagegen spielt die chemische Verwitterung, die von der Anwesenheit von Feuchtigkeit abhängig ist, in der trockenen Wüste nur eine untergeordnete Rolle. Zu einer Verwitterung auf größeren Flächen kommt es nicht; sie bildet immer nur eine örtliche Erscheinung. Die Oberflächenformen, welche durch die Verwitterung in der Wüste erzeugt werden, sind oft sehr sonderbarer Art. Felsen verwittern an der unteren Fläche, so daß sie oft die Form eines Stupfils annehmen (Figur 2). Eine große Rolle spielt in der Wüste der Wind; er entführt alle Gesteinsfragmente, welche sich durch Besonnung und Verwitterung gebildet haben (Deflation) und indem er so die Anhäufung von Ergebnissen der Zerlegung verhindert, liefert er den zerstörenden Kräften stets neue Angriffspunkte. Auch schwerer der mit Sand beladene Wind die Felsen und schleift sie glatt. Figur 1 zeigt die Wir-

lungen der Deflation, wie sie in der Nähe der Pyramiden von Gizeh beobachtet werden, in der Ausföhrung von Hohlkehlen in den weichen Gesteinslagern, über welche die härteren Kalkbänke gesimsartig vorpringen.

Humoristische Blätter.

Abgeführt. Empfindsames Fräulein: „Was versteht man eigentlich unter einem Duzendmenschen, Herr Professor?“ — Professor: „Na, zwölf Stück!“

Nicht gut möglich. Ein Taubkummer will einen Blanten in seiner Wohnung aufnehmen. Und die der ihm öffnenden Wirtin verständlich zu machen, schreibt er auf eine Schiefertafel, daß er taubkumm sei und Herrn Schulze besuchen wolle. Die Wirtin meldet hierauf den Besuch mit den Worten: „Herr Schulze, ein Taubkummer will Sie sprechen.“

Zwinger der Grund. „Hast du bei der gestrigen ergreifenden Predigt auch geweint?“ — „Ach, ich durfte ja nicht — mein Schleier fürbt ab!“

Verſchnappt. Sie: „Nein, ich kann Sie auf keinen Fall heiraten!“
— Er: „Na, ſeien Sie nur nicht zu ſtolz! Sie ſind nicht die einzige,
die mich nicht haben will.“

Unsre Diensthofen. „Mit scheint, Mali, Sie haben sich dieselbe Toilette machen lassen wie ich?“ — „Stimmt, gnä' Frau, aber i hab's bar bezahlt.“

Neue Bücher und Schriften.

Utt, Arnold, „Carl der Rühne und die Eidgenossen“. Ein schweizerisches Volksschauspiel in fünf Akten. Zugun. Verlag von G. Heller. „Die Prämgenau“. Trauerspiel in einem Akt. Ebenda. — Der Schweizer Dichter ist außerhald seines engeren Vaterlandes viel zu wenig gekannt. Sein Volksschauspiel gestaltet eines der ruhmvollsten Kapitel aus der Heldensage der Eidgenossen in einem dramatischen Gemälde, in dem der hochfahrende Stolz des burgundischen Fürsten und die schlichte Größe des freisinnigen Bauernvolkes in wirksamen Gegensatz gebracht sind. Die Anwendung der Mundart in den Prologen ist sehr charakteristisch; der Dichter folgt darin in seiner Art der Technik schweizerischer Tragödie. Die einseitige Tragödie sollten sich unsere Bühnen nicht entgehen lassen. Die Wahl der Sprache und der Charakteristik sind sicher durchschlagend.

„Die Katholische Kirche unserer Zeit und ihre Diener in Wort und That“. Es ist eine hochinteressante literarisch-künstlerische Darstellung, von der uns die erste Lieferung vorliegt mit dem Untertitel: „Wohin das Oberhaupt, die Einrichtung und die Verwaltung der Gesamtkirche“. Mit einem Farbendruck, 60 Tafelbildern und 1800 vollen und kleineren Bildern im Text. Herausgegeben von der Leo-Gesellschaft in Wien. (Berlin, Allgemeine Verlags-Gesellschaft). — Wir entnehmen dem beigegebenen ausführlichen Prolog die Mitteilung, daß dieser Festgebungsband des großen Werkes an 29 Theile in größten Quartformat umfassen und in 30 Lieferungen zu je 1. — erscheinen soll. Mit dem Schlußheft erhalten die Abonnenten ein Bildnis des Papstes Leo XIII. in Farbendruck. Die vorliegende Probelieferung bietet unter anderm ein Bild des Kardinals Ledochowski, die Wiedergabe einiger Kunstwerke aus einer reich illustrierten biographischen Skizze über den Papst Leo XIII. Ein Buch dieser Art über die römische Kurie ist bisher noch niemals dem Publikum vorgelegt worden; wir freuen mit daran, daß es nicht nur in katholischen Kreisen lebhaftes Interesse erwecken wird, und werden nicht verfehlen, unser Vekel über den Fortgang des dankenswerthen Unternehmens auf dem Laufenden zu erhalten.

Siedmann, J. B., "Erdkisten und andere Gegenstände Italiens". Reise-Gemälde-
zeichnungen. Frankfurt, Verlag von C. Daber, 1898. M. 3.20. — Der
Verfasser beschreibt die in der Kiste mitgeführten feinsten
Schneider seiner Wanderungen im Alpen. Diebstahl führt er aus
nach der höchsten Trifflaria; sein Reisegeld ist kein geringeres als
der ihmigen glückseligen Johannes Prabus, der als Reich nicht
minder bedeutend war denn als Teufel. Da wäre also jedes Wort
weiterer Empfehlung des Büchleins nutzlos Verschwendung.

Allerlei Kurzweil.

Rätselonkel-Königszug-Rösselsprung.

	Bern-	feit	in	neu-	wänſch'	
ter-	junt	auf	ſchloß	en	jahr	zum
ge-	fländ-	bit-	gen	glück	lie-	ich
und	den	gläub'	leß	al-	de	mein-
ein	fon-	fel	on-	de	der	de
frei-	fel	ſel-	heim-	ho-	ge-	freuen-
rät-	zeit	für	te	und	treu	und
	e	dem	net-	wahr	de	

Worttrüffel.

(Zweifelhäq.)

Ein gutes Wort, ein liebes Wort,
Ein traut'res weiß ich nicht;
Und leid thut's mir um jeden Mann,
Dem's an dem Wort gebricht.

Ein schlimmes Wort, ein böses Wort
Für jeden, den's betraf,
Es folgt dir nach den Tag hindurch
Und läßt dich nicht im Schlaf.

Und einst die beiden Sitten du,
Ist's auch ein herbes Leid;
Gar manchnmal zehren zweie d'ran —
Gott tröst' die armen beid'.

„Für die Kleinen“-Käffchen.

Jüngst ging ich aus und ließ daheim mein V,
Stets sorgend, ob's auch brav im S und t;
Und als ich heimkam, sah der junge Herr
Am Fenster, schabend mir das Wort mit R.

Weihnachtsrätsel.

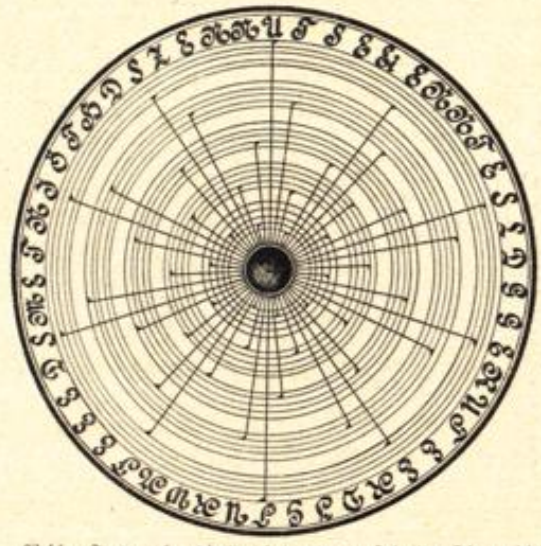
L	R	N	O	I	R	N
E	S	A	T	N	H	L
H	E	R	T	D	O	O
R	M	G	E	I	H	H
E	I	R	N	E	E	E

Aus nebenstehenden Reihen
sind vier Wörter zu bilden und
aus diesen vierzehn Buchstaben
zu streichen, was über bleibt,
ergiebt ein Weihnachtswort.

Scherzworträtsel.

Mit A ein Aufgang.
Mit Q ein Durchgang.
Mit P ein Uebergang.
Mit S ein Untergang.

Entzifferungsaufgabe.



Welchen Text ergeben die Buchstaben der vorstehenden Figur richtig zusammengereicht?

Gegefahräffel.

Zweckpalt — kerngesund — verworren — frei — reich — un-
ausföndlich — vertieft — loben — herausgeholt — gemacht — einf-
nachfichtig — gottlos — fchädlich — fo — unzweifelhaft — ungezogen.
Zu obenfiehenden Wörtern ift flets das Gegenfäßliche zu fuchen;
richtig gefunden, ergeben die neuen Wörter in ihren Anfangsbuchftaben,
gleichgerichtet, einen Staat.

Auflösungen der Rätsel Seite 247.

Des Vorträttsfelds: Gidel. Sidel. Stidel. Midel.
Des Zusammenstellrättsfelds:

Wer in die Zukunft schaut,
Der wäget, eh' er wäget,
Und denkt, eh' er jaget,
Und prüfet, eh' er traut.

Des Buchstabenrätfels: Barbarossa.
Des Silbenträtfels: Maulheld.

Des Telegraphenräsfels: **Blech — Rajah — Reise**
— **Ann — Gedanke — Hirt — Schie — Piarre — Rajade**
— **Dorch.**

Handschriftenbeurteilung.

R a r i e. Ihre Bildung ist nicht tiefgreifend genug, um verfeinert auf Ihren Charakter zu wirken, ein Zug von Gemüthslosigkeit kennzeichnet denselben, aber Sie sind sehr brav, ehrenhaft, thätig und der Treue fähig.

R o l a n d. Viel feiner angelegt und gebildeter. Sehr pünktlich, sehr genau und gewissenhaft auch in kleinen Dingen, sogar pedantisch. Klar und verständig im Urtheil, vorsichtig und überlegt im Handeln, treu in den Gefühlen, aber vorherrschend Verstandesmensch und unbiegsam, selbst hart und schroff.

H. R. Wier, Rastab. Ungewöhnlich reell und zuverlässig, kann daher im intimen Verkehr nur gewinnen; will nichts scheinen, was es nicht wirklich ist, und weiß die persönlichen Interessen in selbstloser Weise in den Hintergrund zu drängen. Mehr verständnis als ideal angelegt und weder geistreich noch originell, noch in sonstiger Weise die Aufmerksamkeit sofort erregend.

I. N. St. Petersburg. Schon älter, haben Sie nicht lauter freudige, angenehme Erinnerungen hinter sich und sehen der Zukunft etwas pessimistisch entgegen. Bildungsengang einfach, mehr auf das Praktische als auf das Ideale gerichtet. Ein wenig despotisch, aber fähig sich anzupassen; gewisse Kleinigkeiten allzu ernst nehmend.

W. G., Hannover. Gründlich, aber langsam in der Arbeit; energisch und ohne Subtilitäten; nicht frei von Laune; leidenschaftlich, auch zu Eifersucht geneigt; im Genus wie auch sonst energisch, aber in höherem nicht raffiniert — im Auftreten ungewandt und ohne elegante Mäner.

Otto Wetterhahn, Grjurt. Senkrechte, sogar rückwärts gestellte Lage der Schrift gleich Selbstbetrüchung bis zur Verstellung:

Heißt ruhepaß der Haupf
End der jungen Wallne

Festigkeit und Gleichmäßigkeit der Schrift gleich ruhige Energie; dabei Kurven in der Schrift gleich Verbindung des bisher Gefagten mit Weisheit und Herzengüte; niedere 3-Weichen, 11-Weichen, Ueberstriche gleich Reüherkeit; breite Majuskeln gleich Breitpurigkeit, Selbstzufriedenheit; Hakenendung im R gleich Egoismus; schwere Schrift gleich Materialismus. Alles in allem eine reelle, aber auch realistische Natur

V. S. in Th. Eine werdende Hausfrau, wie sie sein soll, korrekt, pünktlich, liebenswürdig und auch bedacht, Beschaulichkeit um sich zu verbreiten durch Pflege des Biederlichen und Retten.

Uarda aus Regensburg. Gemüthsart, geneigt, sich zwanglos den Gefühlen hinzugeben; von einer gewissen Schlaubeit, die die eignen Heimlichkeiten wohl zu verbergen weiß; ein wenig zum Dominieren geneigt, rechthaberisch und hantelüftig, aber nicht trotzig oder despotisch.

L. Meyer, Raiesfeld bei Ragaz (Schweiz).

Für den Weihnachtstisch.

Newton, der große englische Naturforscher, empfing einst in seiner Bibliothek den Besuch eines Freundes, der ihn fragte, warum er sich denn so wenig in der Gesellschaft zeige. Newton entgegnete, indem er mit der Hand auf die Bücherbedeckten Wände zeigte: „Ich befinde mich hier in der besten Gesellschaft, denn die aussergewöhnlichen Freunde gewähren mir stets, und ohne je Laune zu haben, ihre Unterhaltung.“ Hatte Newton nicht recht? Der Besitz einer ausgefüllten Bücherammlung gilt dem gebildeten Engländer als ein unerlässliches Stück seines Hauswesens. Der Deutsche ist im allgemeinen gewöhnt, nur in der Weihnachtszeit an Vervollständigung seiner geistigen Habe zu denken, und unser Buchhandel hat sich dieser Sitte insofern angepasst, daß er unmittelbar vor Weihnachten seine besten Erzeugnisse dem Publikum anbietet. Mit einer ganzen Reihe prächtiger und wertvoller Geschenktwerke hat sich wieder die **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig** auf dem Weihnachtsmarkt eingestellt:

Georg Ebers, „**Atahua**“, historischer Roman. Der Altmeister unferer historischen Romane führt uns diesmal wieder in das geheimnisvolle Rilland, dessen Geschichte und Zustände vom grauesten Altertum bis in unsere Tage vor seinem Scherzgeist als offenes Buch daliegen. Das Buch, das Ebers dem deutschen Volk dieses Jahr auf den Weihnachtstisch legt, zeigt die Schaffenskraft des Dichters auf ihrer vollen Höhe und wird, wie die andern Werke des geistreichen Verfassers, ein Lieblingsbesitz der weichen Kreise unferer Bolles werden. — Ein interessantes Gegenstück zur Schöpfung unferer deutschen Dichters bildet **Rider Haggard, „Atahua“**. Historische Erzählung aus dem Jahrhundert vor Christi Geburt. Autorisierte Uebersetzung von Dr. Arthur Schönbach. Eleg. geb. M. 4.—. Der englische Erzähler, als Fortsetzer der Traditionen Walter Scotts und Bulwers, legt das Schwergewicht auf die Spannung des Lesers durch die Fremdartigkeit des Stoffes und die überraschenden Ereignisse; es ist ihm gelungen, in dieser Weise einen Roman zu schaffen, den der Leser mit atemloser Neugierde verfolgt. Atahua, die braune Schlange vom Nil, wie sie Shakespeare nennt, die Zaubermacht der Schönheit, und ein priesterlicher Prätendent aus dem alten Königsstamm als Vertreter des eigentlich ägyptischen Volkstums, das sind die beiden Hauptträger der Erzählung, die mit großem Geschick ein farbiges Bild aus langhergegangenen Tagen zu vollem Leben erweckt. — J. R. zur Mergede, „**Cuist**“. Roman. Mit seinen früheren Büchern „**Rismit**“ und „**Unter Zigeunern**“ hat sich J. R. zur Mergede den besten deutschen Erzählern angeschlossen. Sein neuestes Werk, eine packende Schilderung aus dem Leben des ostpreussischen Adels, hat schon bei seinem druckschönen Erscheinen in „**Meer und Land**“ einen durchschlagenden Erfolg gehabt und wird als Buch dem hochbegabten Autor eine Schaar neuer Freunde gewinnen. — Dr. Albert von Pfister, Generalmajor z. D., „**Aus dem Lager der Verbündeten 1814 und 1815**“. Der Verfasser hat durch sein früheres Werk „**Aus dem Lager des Rheinbundes**“ seinem geachteten Namen als Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber neuen Ruhm hinzugefügt. Das vorliegende Buch, gleichfalls auf bisher unbekanntem archivalischen Material beruhend, bildet die Fortsetzung zu dem früheren; es zeigt, wie die Anstrengungen des deutschen Volkes in den Befreiungskriegen durch das Uebelwollen der fremden Mächte um den besten Teil der verdienten Erfolge gebracht worden sind. — Richard Böck, „**Der neue Gott**“. Die gewaltige Umgestaltung der geistigen Welt durch die Lehre vom Kreuz hat sich der Dichter zum Vorwurf gewählt; eine Fülle tiefer Charaktere und wechselvoller Ereignisse verleiht dem Leser in diese Zeit, da die alten Götter erblaffen, und der wahre, neue Gott seine Macht in dem trostbedürftigen Gemütern entfaltet. — H. v. Poschinger, „**Fürst Bismarck und der Bundestag**“. III. Band. Von dem wertvollen Werk des bekannten Leihbibliographen unferer großen Reichstagslers liegt der dritte Band vor. Er umfaßt die Sessionen des Bundesrates des Deutschen Reichs vom 6. Januar 1874 bis 6. Juli 1878 und bietet durch die Mitteilung bisher meist unbekannter Materialien ungemein interessante Aufschlüsse über einen wichtigen Abschnitt der Geschichte des jungen Deutschen Reichs. — H. v. Poschinger, „**Bismarck-Portefeuille**“. Aus dem vielseitigen Inhalt dieses neuen Bismarckbuches heben wir besonders hervor bisher unbekannte Briefe

aus den Jahren 1864 bis 1889, einen fesselnden Aufsatz über Bismarcks Mitarbeiter in der inneren Politik von 1862 bis 1878, Gindrücke Rudolf Lindaus von Bismarcks Persönlichkeit aus den Jahren 1878 und 1884, dann Mitteilungen über Bismarcks wiederholten Aufenthalt im Pyrenäenbad Biarritz. Es ist ein wertvoller Beitrag zur Bismarckliteratur, den der unermüdete Autor den zahlreichen Verehrern unferes größten Staatsmannes darbietet. — G. A. Feyer, „**Aus dem thessalischen Feldzug der Türken. Frühjahr 1897**“. Berichte und Erinnerungen eines Kriegskorrespondenten. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte des Kriegsschauplatzes. Der militärisch geschulte Verfasser hat auf türkischer Seite den ganzen Feldzug mit all seinen Ueberraschungen mitgemacht und erweist sich hier als scharfer Beobachter und fesselnder Schilderer seiner Ereignisse und Abenteuer. Die Abbildungen beruhen auf eignen photographischen Aufnahmen, die zum Teil im Augestegen entstanden sind. Die spannende Erzählungsart und der unverwundliche Humor des Verfassers machen sein Buch zu einer auch den Nichtmilitär fesselnden Lektüre. — Eduard Bellamy, „**Gleichheit**“ (Equality). Aus dem Amerikanischen überfetzt von M. Jacobi. (Preis geb. M. 4.—.) Bellamys früheres Werk „**Ein Rückblick aus dem Jahr 2000**“ gehört zu den verbreitetsten Büchern der Weltliteratur. Das vorliegende Buch ist eine Fortsetzung desselben; der Autor folgt selbst in dem Einleitungs-kapitel dessen Inhalt kurz zusammen, um den Leser rasch zu orientieren. Dann aber entrollt er in seiner bekannten dialogischen Art ein ausföhrliches Gemälde seines Zukunftsstaates, der auf der durchgeführten wirtschaftlichen Gleichheit aller Bürger beruht. Die sozialpolitischen Erörterungen sind mit großem Scharfsinn ausgedacht und werden das lebhafteste Interesse aller Gebildeten erwecken, die dem Schlagwort von der sozialen Frage näherzutreten wollen. — Pierre Loti, „**Kamuntshu**“. Aus dem Französischen überfetzt von E. Philipparie. Zweite Auflage. Der Dichter führt uns ins westafrikanische Gebirgsland der Basolen, dieses ethnographischen Ueberbleibels aus dem grauesten Altertum. Mit lebhaften Farben treten uns die merkwürdigen Sitten und Gebräuche und die eigenartigen Charaktere dieses Erdeminkels entgegen, hineinverflochten in eine Liebesgeschichte, die mit allem Zauber poetischer Phantasie getränkt ist. Man darf dem vielgewanderten Autor Dank wissen, daß er diesen allzulange verborgenen Schatz unverfälschten Volkslebens in der Brennpunkt seiner Dichterkraft zusammengefaßt hat. — Oskar Wagner, „**Ptali-höte**“. Ueber den Umgang mit Menschen, oder: Ein altägyptischer Ratgeber. In originellem buntem Umschlag. (Preis M. 1.50.) Dem Herausgeber ist es gelungen, in den Trümmern des Nillandes eine Papyrushandschrift zu entdecken, welche die Regeln praktischer Lebensführung im altägyptischen Geis darstellt. Der Verfasser ist der Prinz und Komar Ptali-höte, der unter der fünften Dynastie lebte. Wenn der geringe Leser und nicht recht glauben will, so mag er das Büchlein selbst zur Hand nehmen, das ihm eine vergnügte Stunde bereiten wird. — „**Deutsches Kochbuch**“ von Margarete v. Bennigsen. (Eleg. geb. M. 6.—.) Der großen Zahl bereits eingeführter Kochbücher ein neues anzureichen, ist ein Wagnis, zu dem es Mut bedurfte und das Bewußtsein, etwas Besonderes zu bieten, etwas, das in seiner Art noch nicht vorhanden. Die Verfasserin, ein Köchin, Haushalt- und Sporkalender ersten Ranges, entspricht diesen Voraussetzungen in lobenswerter Weise, indem sie es verstanden hat, jedem Bedürfnis, dem der einfache bürgerliche Küche wie dem des Gasthauses bis zur Festtafel, vollste Rechnung zu tragen. Zu der genau und verständlich angegebenen Bereitungswiese ist auch die nähere Belehrung gefügt, wo immer solche, ergänzend, nötig scheint, und so ein Werk von wirklich besonderem Wert geschaffen, das die Hausfrauen aller Stände durchweg befrichtigen wird, weil es sie in seiner der wichtigen Küchenfragen im Stich läßt. — Ein Weihnachtsgeheimbuch, mit dem jeder Geber Ehre einlegen wird!

Was geben wir unsern Kindern zu Weihnachten? Diese Frage wird jetzt von liebenden Eltern reichlich erwogen. „Was wünscht sich eine Puppe, Matildchen eine neue Puppe,“ sagt die Mutter, und der ernste Papa greift lächelnd in den Geldbeutel. „Aber ein hübsches Buch möchten sie auch!“ — „Na, in Gottesnamen; aber was denn?“

Sie haben ja schon eine ganze Menge.“ Glücklicherweise hat ja der deutsche Buchhandel auch heute schon lange vor den Eltern diese Frage aufgeworfen und in Verbindung mit den besten Kräften der Jugendschriftsteller und der Zeichner dafür gesorgt, daß jeder Geschmack, jedes Alter, jeder Geldbeutel seine Rechnung finden kann. Mit ganz besonderer Empfehlung verweisen wir auf die unsern Best beizugebende Bücherchau des altbekannten Verlags A. Ziememann in Stuttgart, dessen Jugendschriften seit Jahrzehnten zu dem Besten gehören, was auf diesem Gebiet erscheint. — Ein wahres Füllhorn von Gaben für den Weihnachtstisch schüttet auch der Verlag von Alexander Köhler in Dresden aus. Ein reizendes Festgeschenk für unsere kleinen Abo-Schüler ist „**Des Kindes Welt im Jahreslauf**“ (Text von G. Rasche, Bilder von G. H. Walther; Preis kartoniert M. 3.50). Verse und Prosa und Bilder werden in gleicher Weise dem Verständnis der kindlichen Altersstufe gerecht, die mit der neuerworbenen Kenntnis der schwarzen Zeichen vor allem der nächsten Umgebung in Haus und Natur ihre Interesse widmet. — Etwas höher greift Köhlers illustrierte Jugendbibliothek (das Bändchen in roter Einwand zu 75 Pfg.). Neu erschienen sind die Nummern: „**Treu dem Vaterland**“, Erzählung aus den Tiroler Bergen (illustriert von Walter Arlt), mit einem Gedankwort des Verlegers für den mittlerweile aus dem Leben geschiedenen Verfasser Pastor em. G. Jäger, dann „**Auf deutschen Burgen**“ von v. Carlowski, „**Licht und Schatten**“ und „**Aus vergangenen Zeiten**“ von Charlotte Krug, „**Der Weg zum Herrn**“, gleichfalls noch von G. Jäger, endlich „**Ein Pfarrhaus**“ und „**Der Pfegelsohn**“ (in einem Bändchen vereinigt) von W. Lindemann — daß alle diese Erzählungen aus dem dem gewöhnlichsten Erzähler in die Hand der Jugend gegeben werden dürfen, ist selbstverständlich. — Für die heranwachsende Jugend über fünfzehn Jahre bestimmt die Sammlung desselben Verlegers „**Aus unferer Väter Tagen**“ (zu M. 1.—). Angeführt seien als neueste Gaben „**Ein deutsches Dichterleben**“ und „**Aus Weimars Blütezeit**“ von Dr. R. Siegmund, „**Unter dem französischen Joche**“ von L. Lahmann, „**Der Spion**“ von G. Stephan. Dem wachsenden Interesse an unsern Besitzungen in Afrika kommt entgegen die Sammlung „**Jung Deutschland in Afrika**“ (der Band M. 1.50). G. Falkenhorst bietet als neue Nummern Band 8 „**Das Kreuz am Tanganjika**“ und Band 9 „**Im Togo-Land**“. Eine wertvolle Gabe ist das Buch „**Selbsterlebens in Afrika**“ von Kapitän Spring, illustriert von Walter H. Hellgrewe, mit zwei Uebersichtskarten. „**Die deutschen Götter- und Heldenlagen**“ erzählt H. Möbius (Preis M. 3.—); sie sind ganz besonders geeignet, unsere Jugend zu begeistern für deutsche Wesen und deutsche Art, wie sie in unsern Ahnen so herrlich zur Erscheinung kamen. — Eine ganz eigenartige Gabe ist das Buch von R. Hermann-Ströde, „**1797—1807 Kaisermärchen**“ (illustriert von G. H. Walther; Preis M. 3.—). Um die einzelnen entscheidenden Lebensmomente unferer unvergessenen Heldenkämpfe windet der Verfasser als fannige Umrahmung klärende Rauten seiner Phantasie — wie wir glauben, zu besonderem Dank der reiferen Jugend, die gern die Wirklichkeit im poetischen Schimmer verliert. — „**Lasst die Kindlein zu mir kommen!**“ Eine Festgabe für das deutsche Haus. Geschichten aus dem Leben Jesu, nach der Bibel für Kinder erzählt von Cath. Steinlamp, reich und bunt illustriert von G. Admper. Duisburg, J. A. Steinlamp. M. 8.—. Text wie Bilder einen sich in diesem Prachtwerk zu schönem, einheitlichem Ganzen, das Herz wie Auge gleich erfreut und in jedem christlich gesinnten Hause hochwillkommene Weihnachtsgabe sein wird. Das ist ein gutes Buch, dem wir aufrichtig weiteste Verbreitung wünschen. — Einen der ersten Plätze auf dem Weihnachtstisch wird auch „**Waldjungen**“, Geschichten für junge Leute von 15 bis 70 Jahren, von Peter Kofegger, illustriert von Malch (Leipzig, P. Staackmann; M. 6.—), einnehmen. Das elegant ausgestattete Buch enthält eine Reihe der prächtigsten Erzählungen des heidnischen Volksdichters, die man unbedenklich in die Hände der reifen Jugend legen kann, die aber in der Hauptsache ihren Leserkreis überall da finden werden, wo noch die Herzen jugendlich schlagen, wo auch im hohen Alter das Gefühl für das Herzerhebende und Befreiende, das Kofeggers Schriften auszeichnet, noch vorhanden ist.

Einen reizenden Zimmerschmuck



bieten wir unsern Abonnenten mit den — hier in verkleinertem Maßstabe (Originalgröße der Bildfläche: 31 cm breit, 43 cm hoch, des Kartons: 50 cm breit, 66 cm hoch) schwarz wiedergegebenen — in brillantem achtfarbigem Holzschnitt ausgeführten beiden Kunstblättern

„Die Sixtinische Madonna“

Nach dem klassischen Gemälde von
Raffael

„Keine Rose ohne Dornen“

Nach dem anmutigen Bilde von
Paul Thumann

zum Preise von nur 1 Mark für jedes Bild.

= Auf Wunsch kann auch nur das eine oder andre Kunstblatt =
= bezogen werden. =

Wir machen auf die beiden Bilder, die sich als
prächtiqe Weihnachtsgeschenke

ganz besonders eignen, noch einmal aufmerksam.

Um sich diese Kunstblätter für den Weihnachtstisch zu sichern, bitten wir Bestellungen darauf rechtzeitig an die Buchhandlung oder den Kolporteur zu richten, der die „**Illustrierte Welt**“ liefert, oder auch — unter Beifügung einer Abonnements-Quittung als Legitimation — an die

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart, Neckarstraße 121/23.

